

---

Editorial:

Zur Fortführung der «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe»

## **Rück- und Vorblick**

Wieder einmal scheint sich das Sprichwort zu bestätigen, daß Totgesagte länger leben, hier vielleicht mit dem wichtigen Zusatz: ... sofern sie in der Lage sind, flexibel zu sein, sich zu verändern, zu entwickeln und so den sich wandelnden Zeitumständen und -bedürfnissen entsprechen können, ohne dabei ihre sinngebenden Perspektiven aus dem Auge zu verlieren.

Das letzte Heft der «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» mit Rudolf Steiners Angaben zur Naturwissenschaft erschien im Jahre 2000, so daß mittlerweile gut ein Jahrzehnt verflossen ist, in welchem dieses Heft allmählich den Abschluß einer jahrzehntelangen Reihe von «Beiträgen» zu bilden schien, möglicherweise unterstützt durch die Aufnahme der gesamten bis dahin erschienenen Hefte in die elektronischen Datenbanken der digitalen Gesamtausgabe (HDD). Dazu kommt, daß der Rudolf Steiner Verlag sich entschlossen hatte, die bisherige Form des Druckes der «Beiträge» mit dem Heft 122 einzustellen und diese ausschließlich gedruckte Serie daher auch als beendet betrachtet werden darf.

## **Internet-Zeitschrift mit Print-on-Demand-Option**

Mit der neuen Publikationsform als elektronische (Internet-)Zeitschrift mit der Option eines Druckes nach Bedarf (sog. Print-on-Demand) gehen die auch weiterhin vom Rudolf Steiner Archiv in Dornach herausgegebenen «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» zwar neue, aber für den Zeitschriftensektor inzwischen weithin üblich gewordene Wege. Viele moderne Periodika, sowohl populäre als auch Fachzeitschriften, werden mittlerweile sowohl über das Internet als auch in gedruckter Form publiziert, und dies in vielen möglichen Varianten, insbesondere was die finanzielle Seite betrifft.

Im Unterschied zu den Herausgebern anderer elektronischer Zeitschriften, deren Beiträge nur gegen Bezahlung z. T. nicht eben geringer Beträge erhältlich sind, haben sich die Herausgeber des Rudolf Steiner Archivs entschlossen, die

Inhalte der «Beiträge *online*» gratis über das Internet zugänglich zu machen. Denn der unschätzbare Vorteil einer unbegrenzten und zeitnahen Erhältlichkeit von Informationen über den gesamten Globus hinweg, der erst durch das Internet wie nie zuvor möglich geworden ist, soll unserer Ansicht nach nicht durch finanzielle Hürden und komplizierende Abwicklungsbedingungen wieder beeinträchtigt werden.

## **Finanzierung, Kosten, Spenden**

Die Finanzierung der «Beiträge» wird daher nach dem Prinzip des «open access» von dem herkömmlichen Verkaufsprinzip abgekoppelt, nach dem der Kunde für den Erhalt eines Produktes zu bezahlen hat. Wer die Produktion der «Beiträge» aus eigener Einsicht als eine sinnvolle Einrichtung betrachtet und diese daher auch finanziell unterstützen möchte, kann und soll dies ganz unabhängig vom Erhalt der Hefte durch das Spenden eines Beitrages seiner Wahl über das entsprechende Feld der website mit dem Titel «Spende / make a donation», wo die hierzu nötigen Angaben zu finden sind.

Da jedes Medium seine Vor- und Nachteile hat, ist jedes einzelne Heft der «Beiträge *online*» fortan parallel auch als gedruckte Version erhältlich. Diese in Kleinauflage hergestellte Print-on-Demand Version enthält alle auf der Eröffnungsseite der website rechts angegebenen Texte und Dokumente im selben Format und derselben Qualität wie die letzten Hefte der «Beiträge», so daß sie wie bisher auch ins Bücherregal gestellt werden können und man einen Unterschied zu den bisherigen Heften erst bei genauerem Hinsehen erkennen wird. Diese Version kann über das Öffnen des entsprechenden Feldes «Druckversion» beim Rudolf Steiner Archiv in Dornach (CH) angefordert werden und wird von dort aus an die hierfür angegebene Adresse versandt. Da wir diese Version von der herstellenden Firma nicht gratis erhalten, fällt hierfür ein zu erhebender Betrag (plus Portokosten) an, der jedoch im Vergleich mit anderen Fachzeitschriften niedrig ist.

## **Bewußter Umgang mit den Medien**

Während so die Internetversion der «Beiträge *online*» ihre ungehinderte globale Zugänglichkeit ermöglicht, sichert die gedruckte Version ihre Unabhängigkeit vom elektronischen Medium als solchem, kurz gesagt: sie braucht keinen Strom und kann damit an Orte mitgenommen und gelesen werden, die man bei dem Begriff des Globalen gern vergißt: Orte, wo eventuell auch für mehr als ein paar Tage keine Elektrizität zur Verfügung steht und man seine Akkus daher auch nicht einfach wieder aufladen kann. Dazu kommt, daß die schnelle Entwicklung der elektronischen Datenverarbeitung den Verlust älterer Daten aufgrund ihrer Inkompatibilität mit modernen Systemen nach sich zieht, während ein einmal gedrucktes Buch im Prinzip für alle kommende Zeit zugänglich und lesbar bleibt. Daneben sind es auch noch andere Vorteile, die einer gedruckten Publikation ihren bleibenden Wert geben: ihre unkomplizierte Verfügbarkeit und schnelle Handhabung, ihre sinnlichen Eigenschaften und last but not least – ihre energetische Stille.

## **Weitere Aufsätze zum jeweils aktuellen Heft**

Zusätzlich zu den Texten und Dokumenten, die den Inhalt der Druckversion ausmachen, findet der Leser auf der linken Seite der Oberfläche unter der Rubrik «Weitere Beiträge zum aktuellen Heft» zusätzliche Texte verschiedener Autoren, die den im Heft behandelten Themen gewidmet sind, und die der Leser in herkömmlicher Weise öffnen, herunterladen und privat ausdrucken kann. Dies hat den Vorteil, daß solche Aufsätze nicht wie bei gedruckten Zeitschriften aus Platzgründen gekürzt werden müssen, und es hat den weiteren Vorteil, daß der Redaktionsschluß eines Heftes nicht die Publikation eines Aufsatzes zum Thema verhindert, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertig gestellt war. Es können daher auch nach Erscheinen eines Heftes noch Aufsätze hinzukommen, die die Themen des Heftes betreffen.

## Interaktion zwischen Herausgebern, Autoren, Lesern

Diese Unabhängigkeit vom Publikationsdatum ermöglicht insofern eine gewisse Interaktion zwischen den Herausgebern der «Beiträge *online*» und all denjenigen, die sich mit den Themen des Heftes beschäftigen, als auch noch nach Erscheinen eines neuen Heftes ein Aufsatz zum Thema geschrieben oder ein bereits fertiger an die Redaktion gesendet werden kann, der nach entsprechender Sichtung durch die Herausgeber den übrigen bereits dort vorhandenen Texten noch hinzugefügt wird.

Insofern kann und soll die website der «Beiträge *online*» auch eine Plattform bieten, auf welcher sowohl das dokumentarische Material als auch der virtuelle Raum für einen produktiven wissenschaftlichen Austausch über dieses Material bzw. damit verbundene Themen bereitgestellt wird. Dieser Austausch ergibt sich durch die verschiedenen aufgenommenen und im weiteren hinzugefügten Texte zum Thema, aber auch – für all diejenigen, die nicht einen eigenen längeren Text zur Verfügung stellen – durch die Möglichkeit einer Zuschrift an die Redaktion, in welcher z. B. schon allein auf Transkriptions- oder sonstige Fehler im Heft aufmerksam gemacht werden kann. Diese können daraufhin zeitnah korrigiert werden.

Die Redaktion behält sich allerdings vor, aus diesen Zuschriften stets nur dasjenige auszuwählen, was für den sachlichen Austausch über das Thema dienlich ist, so daß bei kontroversen Themen die Nachteile konventioneller Internetforen vermieden werden. Dabei können die gesammelten Aufsätze zu einem einzelnen Heft auch ab einem gewissen Umfang nach Entscheidung der Redaktion sowie nach Absprache mit den Autoren zu einem eigenen Band zusammengefaßt und als Print-on-Demand-Publikation erhältlich gemacht werden.

## Zur inhaltlichen Struktur

Die Geschichte der bisherigen «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» verlief im Wesentlichen in drei Phasen. Nach einer ersten Phase unter dem Titel «Nachrichten der Rudolf Steiner Nachlaßverwaltung», die in den ersten Heften vor allem dem Informationsaustausch unter den Mitgliedern des Nachlaßvereins diente, begann mit der Umbenennung in «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» die zweite Phase mit der Publikation verschiedener Dokumente und Materialien als Ergänzung zu den Bänden der Rudolf Steiner Gesamtausgabe. Verschiedenstes Material an Fragmenten, Notizen, sogenannten Parallelvorträgen Rudolf Steiners sowie Studien wurden in jeweils einem Heft gesammelt und publiziert. Was in dieser Zeit bereits möglich war, die Konzentration auf einen thematischen Schwerpunkt wie etwa das Manuskript des Seelenkalenders, Hegel oder Franz Brentano, gelangte schließlich in der dritten Phase im Laufe der neunziger Jahre in den Vordergrund, als die Hefte jeweils einem Thema gewidmet wurden, so der Geschichte der «Weleda» oder Rudolf Steiners Anregungen zur Naturwissenschaft.

Die neuen «Beiträge *online*» möchten diese verschiedenen Aspekte insofern verbinden, als die Hefte zwar jeweils einen thematischen Schwerpunkt besitzen sollen, aber daneben auch den Raum für die Publikation all derjenigen Materialien bieten, die sich nicht in ein übergreifendes Thema zusammenfassen lassen. Was hinzukommt, wird die Reflexion auf das jeweils 100 Jahre zurückliegende Jahr sein, in diesem Fall also das Jahr 1910, ohne daß dies einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Der Blick auf die ungeheure Komplexität all derjenigen Ereignisse, Tätigkeiten und Verpflichtungen, die mit Rudolf Steiners Wirken in dem jeweiligen Jahr verbunden ist, soll vielmehr dazu anregen, das wissenschaftliche Studium dieses Wirkens immer mehr auf seine verschiedenen, sich überlagernden und korrelierenden Kontexte hin zu erweitern und immer mehr unter genetischem Gesichtspunkt als differenzierte Entwicklung zu betrachten.

Dazu kommt der bei den «Beiträgen» zeitlich älteste Aspekt des interaktiven Informationsaustausches, der nun aber dem wissenschaftlichen Diskurs über das Werk Rudolf Steiners auf eine Weise dienen soll, welche die Pluralität der Perspektiven mit der Unmittelbarkeit der dokumentarischen Präsentation verbindet, und dies über die herkömmlichen Grenzen des deutschsprachigen Europa hinaus. Auch wenn es den Herausgebern wohl bis auf weiteres ohne fremde Unterstützung nicht möglich sein wird, eine zwei- oder gar mehrsprachige Form der «Beiträge *online*» aufzubauen, sind englischsprachige Zusammenfassungen (*abstracts*) eingesandter Aufsätze in deutscher oder anderer Sprache sehr erwünscht.

## **Erscheinungsfolge und -information**

Die «Beiträge *online*» sollen in unregelmäßiger Folge erscheinen, nach Möglichkeit einmal im Jahr. Jeder Interessent kann durch – datenschutzsichere – Angabe seiner elektronischen Adresse via *e-mail* benachrichtigt werden, wenn ein neues Heft erschienen ist. Aber er kann sich darüber hinaus auch via *e-mail* stets dann benachrichtigen lassen, wenn ein neuer Aufsatz dem aktuellen Heft hinzugefügt wurde, sofern die Themen dieses Heftes für ihn von besonderem Interesse sind.

## **Institutionelle und Personelle Struktur**

Die «Beträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe *online*» werden herausgegeben vom Rudolf Steiner Archiv in Dornach, einer Institution der Rudolf Steiner Nachlassverwaltung Dornach (CH). Als verantwortliche Herausgeber fungieren Urs Dietler, Roland Halfen sowie Walter Kugler. Die Redaktion des aktuellen Heftes Nr. 123 erfolgte in Zusammenarbeit mit Detlef Hardorp (Berlin).

## Zu diesem Heft

*Wenn einmal die Gesamtheit der Aufzeichnungen Steiners,  
die bisher nur teilweise veröffentlicht wurden, vorliegen werden,  
wird man sich ein besseres Bild von den Mühen und Arbeiten,  
die mit der Sinneslehre und der damit intendierten  
Anthroposophie verbunden waren, machen können*

Christoph Lindenberg, Rudolf Steiner. Eine Chronik

Vor fast vierzig Jahren, im Sommer 1971, publizierte Hendrik Knobel im Zusammenhang mit dem unlängst erfolgten Erscheinen der zweiten, erweiterten Auflage der unvollendet gebliebenen Schrift «Anthroposophie» von 1910 in den «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» (Heft 34) eine Reihe von Aufzeichnungen Rudolf Steiners zur Sinneslehre aus seinen Notizbüchern und Notizblättern. Die dort wiedergegebenen Aufzeichnungen, hauptsächlich aus den Notizbüchern NB 28 und NB 210, bezeichnete Knobel dort als einen «ersten Teil» des Materials und fuhr fort: «Für einen späteren Zeitpunkt ist die Veröffentlichung weiterer Teile sowie aller anderen zu den Sinnen gehörigen Aufzeichnungen vorgesehen.» (S. 1)

Was nach diesem Heft an weiterem Material zu diesem Thema folgte, außer dem in Heft 58/59 der «Beiträge» enthaltenen im Anhang zum GA-Band der Vorträge «Anthroposophie – Psychosophie – Pneumatosophie» (GA 115), kann bei weitem nicht als der angekündigte zweite Teil betrachtet werden. Denn das Material an Notizen zur Sinneslehre ist insgesamt so umfangreich, daß der nunmehr erscheinende zweite Teil noch einmal in zwei Lieferungen unterteilt werden muß. Allein die in diesem Heft zusammengestellten Notizen aus elf Notizbüchern und einem Notizblock der Jahre 1909 und 1910 umfassen fast 180 Seiten an Aufzeichnungen, und der zweite Teil an Notizen aus den Jahren nach 1912 wird nicht entscheidend weniger bringen.

Gleichwohl haben wir uns entschieden, die in der Nummer 34 der «Beiträge» enthaltenen Notizen mit Überprüfung der Transkription noch einmal neu zu publizieren. denn die Blätter der Notizbücher sind dort nur teilweise faksimiliert dargestellt, was der Wiedergabe im Heft eine gewisse Uneinheitlichkeit verliehen hat. Ferner lassen sich bei den nicht faksimilierten, sondern nur transkribierten Notizen mögliche Fehler der Transkription hinsichtlich der Worte oder der Wortbezüge von Seiten des Lesers nicht mehr prüfen bzw. korrigieren. Die gleichmäßige Wiedergabe der Notizbuchseiten ermöglicht außerdem, die Abfolge der Notizen insgesamt transparenter zu machen, und die zur Wiedergabe verwendeten *scans* vermitteln darüber hinaus einen authentischeren Eindruck des Originals.

Während man lange Zeit des 20. Jahrhunderts über dahin tendierte, Äußerungen Rudolf Steiners über die verschiedenen Fachgebiete als Ausschnitte einer umfassenden «Lehre» darzustellen, die Rudolf Steiner quasi vollständig vorlag, ist im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts der Entwicklungsaspekt allmählich stärker in den Vordergrund gerückt. Dies zunächst einmal im Zusammenhang damit, scheinbare Widersprüche innerhalb dessen, was man als «die Lehre der Geisteswissenschaft» betrachtete, besser verständlich machen zu können, später dann schlicht aus dem Grund, die historische Genese der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners differenzierter vor Augen haben zu können.

In Bezug auf die Notizen zur Sinneslehre und zur Schrift «Anthroposophie» bedeutet dies, daß man in den 70er Jahren Steiners Notizen aus verschiedenen Jahren zunächst einmal gesammelt und dann ohne besondere Rücksicht auf deren Chronologie publiziert hat. Die neuerliche Sichtung der Materialien hat demgegenüber schon aus Gründen des Umfangs eine deutlichere Differenzierung nötig werden lassen. Diese ergab sich durch den Zusammenhang aller in den Jahren zwischen 1909 und 1912 niedergeschriebenen Notizen auf der einen Seite, und auf der anderen Seite die dann wieder ab 1914 einsetzenden und von da an über mehrere Jahre hinweg erfolgten Aufzeichnungen.

Der besondere Status der Notizen innerhalb des ersten Abschnittes, der Zeit zwischen 1909 und 1912, ergibt sich aus dem Status der 1910 begonnenen, aber nie vollendeten Schrift «Anthroposophie», die Steiner im Anschluß an die 1909 gehaltenen Vorträge desselben Titels offenbar als neuen Zugang zu der von ihm vertretenen Geisteswissenschaft nach einer ersten siebenjährigen Epoche theosophischen Wirkens betrachtet hat. Das Neue und Besondere dieser Schrift bezieht sich jedoch nicht allein auf neue Inhalte, so vor allem die Behandlung der menschlichen Sinnesorganisation, sondern auch auf eine besondere Art der Darstellung, die von der Darstellungsweise aller bis dahin von Steiner verfaßten geisteswissenschaftlichen Schriften deutlich abweicht. Es ist dies ein Vorgehen, das Rudolf Steiner im ersten Kapitel des unvollendeten Werkes so formuliert: «Anthroposophie wird den Menschen betrachten, wie er sich vor die physische Betrachtung hinstellt. Doch wird sie die Beobachtung so pflegen, daß aus der physischen Tatsache der Hinweis auf einen geistigen Hintergrund gesucht wird. So kann Anthroposophie aus der Anthropologie [gemeint ist die gewöhnliche Sinneswissenschaft] in die Theosophie hinüberleiten.» (S.20). Diese Passage zeigt im Übrigen, daß der Begriff «Anthroposophie» zu dieser Zeit noch einen etwas anderen Inhalt hatte als drei Jahre später, als die «Anthroposophische Gesellschaft» gegründet wurde.

Der Status der Notizbucheintragen als solche ist, wie schon Knobel 1971 hervorhob, keineswegs der von Vorarbeiten, aus denen in linearer Folge die Texte der Schrift hervorgingen. Es handelt sich vielmehr um Dokumente, die einen Einblick in Steiners Forschungsweise geben können, insbesondere in Bezug auf die allmähliche Herausarbeitung der hierbei verwendeten Begriffe. Das bedeutet hier nicht bloß die Entwicklung einer Terminologie als Auswahl von bereits gegebenen Ausdrücken, sondern die Herausarbeitung des begrifflichen Inhalts dieser Terminologie im Sinne einer tiefgreifenden Klärung der hierbei verwendeten Begriffe. Dies geschieht in den durch die Notizen dokumentierten Prozessen durch immer wieder neue Begriffskonstellationen und immer wie-

der neue, zumeist systematisch strukturierte Perspektivwechsel, bei denen die verwendeten Begriffe allmählich gleichsam herausplastiziert werden. Ganz so wie der Betrachter eines Baumes erst durch verschiedene Standpunkte ein plastisches – und das heißt wirklichkeitsgemäßes – Bild des betrachteten Gegenstandes erhält.

Wenn die Aufteilung der Notizen in diejenigen aus der Zeit um 1909/10 und die späteren Notizen bereits eine gewisse chronologische Differenzierung darstellt, so ist gleichwohl die genaue zeitliche Verortung der zwölf Notizbücher eine erst noch zu leistende Aufgabe. Zwar können sonstige Eintragungen in den jeweiligen Notizbüchern, insbesondere mit Datum versehene Notizen zu bekannten Vorträgen, einen gewissen Zeitraum der Entstehung nahelegen. Auch können Veränderungen in der Terminologie wichtige Hinweise auf das Nacheinander der Aufzeichnungen geben. Erschwert wird diese Aufgabe jedoch durch die Tatsache, daß Rudolf Steiner des öfteren mehrere Notizbücher gleichzeitig verwendet hat. Ferner sind die Aufzeichnungen keineswegs stringent aufeinander aufbauende Untersuchungen, sondern immer wieder von neuer Seite her verfaßte Ansätze.

All diese Aspekte sind Parameter einer Forschung, für welche die Publikation der hier gesammelten Notizen zunächst nur die Grundlage schaffen soll. Die besondere Publikationsstruktur der «Beiträge *online*» macht es jedoch möglich, daß konstruktive Beiträge zur Frage der Chronologie, aber auch zu vielen anderen mit der Sinneslehre und anderen Themen des Jahres 1910 zusammenhängenden Fragen, auch noch nach Erscheinen des Heftes dem Inhalt der «Beiträge *online*» hinzugefügt werden können. Da das im nächsten Jahr erscheinende Heft 124 verschiedene Beiträge zum Jahr 1911 enthalten soll, kann so im Laufe der Zeit durch die Ausgaben der «Beiträge *online*» allmählich ein Fundus an Materialien und Texten aufgebaut werden, der für die genetische Erforschung des Lebenswerkes von Rudolf Steiner besonders wertvoll sein dürfte.

*Urs Dietler / Roland Halfen*

---

## Zur Materialität der Kommunikation am Beispiel der Notizbücher Rudolf Steiners

«Jedes Ding hat seinen Mund.»

Jacob Böhme, *De signatura rerum*

Im Frühjahr des Jahres 1987 fand am Inter-University-Centre in Dubrovnik ein legendär gewordenes Kolloquium statt<sup>1</sup>, das ein im Feld der Geistes- und Kulturwissenschaften ungewöhnliches Thema setzte. Mit dem Fokus auf der «Materialität der Kommunikation» wandte man sich bewusst einer Sphäre zu, die bisher kaum beachtet wurde. Im Zentrum der Forschungen der Geisteswissenschaften stand ja seit ihrer Entstehung im frühen 19. Jahrhundert die Suche nach dem Sinn eines Textes, einer Verlautbarung, einer Aufzeichnung im Zentrum, d.h. die hermeneutische Bemühung. Es waren französische Philosophen einerseits, der Blick auf die Körperlichkeit und die durch die neuen Medien geschaffenen Kommunikationsformen, welche die dominante Stellung der Sinnfrage im Bereich der Geisteswissenschaften in Frage zu stellen begannen. Die Teilnehmer jenes Kolloquiums suchten Antworten auf die Frage, welches Forschungsfeld sich für die Kommunikation ergibt, wenn die Dimension des Sinnes – durchaus heuristisch – weggelassen wird.

Die Beschäftigung mit Rudolf Steiners Notizbüchern zeigte mir deutlich, dass auch ich zwar von diesen Originaldokumenten spontan fasziniert, ja betroffen bin, mein Interesse jedoch sehr schnell dahin geht zu ergründen, was denn hier jeweils gemeint ist, welche Inspiration hier erscheint, wie sich ein keimhafter Gedanke später in Rudolf Steiners Vorträgen entfaltet. Im Sinne des obigen Tagungsthemas soll hier jedoch danach gefragt werden, ob hinter der materiell-sinnlichen Erscheinungsweise nicht mehr sichtbar wird als die durch die Materialität hindurch «transportierten» Ideen. Könnte es nicht sein, dass das Sinnliche hier eine Rolle spielt, die wir zumindest im Bereich der Kunst gelernt haben, nicht zu missachten? Sollte hier der ästhetische Blick weiterführen können?

Um das zu beantworten, wenden wir uns den Phänomenen zu. Es gibt im Archiv eine wahre Fülle von schriftlichen und grafisch-malerischen Zeugnis-

---

1 Siehe hierzu den daraus hervorgegangenen Band «Materialität der Kommunikation», herausgegeben von Hans-Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt am Main 1988.

sen von Rudolf Steiners Hand: neben den hier vorgestellten Notizbüchern viele Notizzettel, Briefe, Telegramme, Manuskripte, Fahnenkorrekturen, Entwürfe, Skizzen, Eintragungen in seine Bücher, Widmungen auf Fotografien, Malereien u. a. An diesen Dokumenten zeigt sich ein Vielfalt der Erscheinungsweisen, die beim genauen Betrachten verblüffend gross ist. Der erste Eindruck jedoch ist derjenige der Präsenz. Diese Dokumente sprechen unmittelbar zu einem - Walter Benjamin sprach hier von der Wirkung des Auratischen - und rücken die Vorgehensweise des Autors ins Blickfeld, man sieht sich in die Werkstatt Rudolf Steiner versetzt. In diesen Aufzeichnungen werden gleichsam Spuren des Geistigen sichtbar, Spuren, denen man die Auseinandersetzung mit dem Widerstand des Materiellen ansieht. Eine sorgsam betriebene Phänomenologie führt dazu, dass die Dinge zu sprechen beginnen und die Situation und Umstände eines Notates, einer Skizze gegenwärtig werden. Diese Gegenständlichkeit hat ihre eigene Physiognomie, die es zu lesen lernen lohnt.

Im Zusammenhang dieses Beitragsheftes wenden wir uns den Notizbüchern Rudolf Steiners zu, von denen sich 600 im Archiv befinden. Ein Blick in die Schublade, in der sie aufbewahrt werden, fördert schon beim ersten Betrachten eine Vielfalt der Erscheinungsweise zu Tage; da stehen neben grossformatigen und deshalb nicht gut einzuordnenden Notizbüchern ganz kleine, schmale, die in der Fülle fast untergehen. Nimmt man sie zur Hand und breitet sie aus, wird einem deutlich, dass unter dem Gesichtspunkt der Materialität der Kommunikation folgende Kategorien zu berücksichtigen sind:

- |                 |  |
|-----------------|--|
| Format:         | Höhe, Breite, «Dicke»<br>Das Verhältnis dieser Parameter zueinander  |
| Papierqualität: | Festigkeit, Schwere, Struktur, Maserung, Farbe, hohe oder mindere Qualität (in Zeiten des Krieges), Pergamentartiges Papier, gebräuchliches Papier |

Einband:	Struktur, Festigkeit, Farbe, Material (Karton, Textilie) und seine Bearbeitung (gefärbt, gestärkt, lackiert)
Bindung:	Agraffen, Fadenbindung, geleimt
Blätter:	unliniert, liniert, kariert (dies jeweils in Farbe oder schwarz, grau), am Steg eingefärbt oder nicht, mit Vorgaben (z.B. Kalendarium), Wasserzeichen
Schreibwerkzeug:	Bleistift (weich, hart), Feder (fein, spitz, hart, weich) mit Tinte oder Tusche, Farbstifte, (weich, hart, gespitzt, ungespitzt), Kopierstift
Zubehör:	Lesebändchen, Schutzhülle, Impressum

Der hermeneutisch zentrierte Forscher wird sich mit einem gewissen Recht fragen, ob diese Materialitäten zwar interessant, gemessen an den «mitgeteilten Inhalten» aber doch ephemere seien. Dieser Sichtweise steht die andere, hier vorgestellte gegenüber, die zwar McLuhans These «the medium is the message» nicht absolut deutet, ihr aber ein Gewicht geben kann. Die Untersuchung der Notate Rudolf Steiners in den Notizbüchern zeigt deutlich, dass die benutzte Materialitäten dem sich inkarnierenden Inspirationsstrom durchaus Widerstände entgegensetzen, ja selbst bestimmte Formen der Formulierung ermöglichen und hervorrufen. Fragmentarisches, Keimhaftes, Aphoristisches und Skizzenhaftes, ja Verkürztes, Abgebrochenes, Entworfenes sind weitaus häufiger anzutreffen als über Seiten Durchgehaltenes, in Kontinuität Formuliertes. Nicht jede Materialität erlaubt diese Gestalt, denselben Bildcharakter einer Darstellungsweise, etwas, mit dem Rudolf Steiner sehr bewusst umgegangen ist. So wird sich ein Notizbuch im Format eines Schulheftes (z.B. NB 500) tendenziell dazu eignen, längere Gedankengänge auszuformulieren, Texte aufzunehmen, die bereits Manuskriptcharakter tragen. Das kleine Notizbuch für die We-

stentasche (z. B. NB 533) «ruft» dagegen eher nach kurzen Notaten wichtiger, ergänzender Gedankenblitze, neue Perspektiven aufzeigend; das mit karierten Blättern versehene, kompakte Ringbüchlein (z. B. NB 178) wiederum regt zu tabellarisch-systematischen Aufstellungen und Überlegungen an. Dass sich diese verschiedenen Formen des Notierens je auch in den Notizbüchern des «anderen» Formates finden, versteht sich angesichts des Charakters des Notierens von selbst.

Man kann sich die Frage stellen, ob Rudolf Steiner hier Einschränkungen unterlegen ist, die Ideen nicht adäquat zur Erscheinung bringen liess. Hie liesse sich argumentieren, dass dies zur *conditio humana* gehört und Rudolf Steiner sich immer wieder dazu äusserte, wie bereits das Ausformulieren in der Sprache Einschränkungen unterliegt. Im Sinne des hier Vorgebrachten kann es aber auch berechtigt sein, in den materiellen Bedingungen der Kommunikation Ermöglichtungen bestimmter Ideen zu sehen, gleichsam ein Medium, innerhalb dessen Sinnlichkeit bestimmte Ideen erscheinen können. Eine ästhetische Blickrichtung auf die Notizbücher kann diesen Aspekt durchaus wertvoll erscheinen lassen.

Die in diesem Heft vorgestellten Notizbücher werden jeweils in ihrer Materialität vorgestellt und als Faksimile sichtbar. So kann sich der geschätzte Leser als Phänomenologe dieser Notate einen erweiterten Blick auf die Welt der Notizbücher und Rudolf Steiners Werkstatt der Sinneslehre erarbeiten.

*Urs Dietler*

---

## Der Text als Bild:

### Über das Interpretieren von Notizbüchern

Im Unterschied zu ausformulierten Manuskripten, deren lineare Lesbarkeit eindeutig ist, handelt es sich bei Notizbüchern um Dokumente, die – nicht nur dann, wenn es Notizbücher mit unlinierten oder karierten Blättern sind – eminent flächenhafte Gebilde darstellen. Das bedeutet, alle planimetrischen Verhältnisse und Beziehungen wie Lage, Richtung, Größe und Abstand von notierten Worten, Satzteilen, Sätzen oder auch von allem, was man als Skizzen, Entwürfe oder Schemata bezeichnen kann, erhalten auf der Seite eines Notizbuches eine potentiell sinngebende Qualität.

Schon allein bei der grundlegenden Frage, ob zwei Elemente auf einer Seite, egal ob geschrieben oder gezeichnet, überhaupt einander zugeordnet werden können, verhält man sich von Anfang der Betrachtung an als Interpret und hat daher auch stets die Gründe für die Bezugnahme zu reflektieren. Diese Frage ist jedoch keine des äußerlichen Abstandes, der sich mit einfachen quantitativen Maßstäben klären ließe. Denn ob Worte sich eher näher oder eher fern stehen, ist eine Frage der Relation, die sich nur aus dem individuellen gestalterischen Kontext dieses einzelnen Blattes beurteilen und lösen läßt.

Ein Problem der Zuordnung von Worten ergibt sich zum Beispiel auf dem Blatt Nr.14 aus NB 210: In den Transkriptionen der «Beiträge Nr.33/34» wurden die dort vorhandenen Planetennamen den darüber geschriebenen Paaren von Tierkreiszeichen und Sinnestätigkeiten zugeordnet, was zu Beginn, d.h. auf der linken Seite des Blattes zunächst plausibel erscheint. Je mehr man jedoch mit dem Blick nach rechts hinüber gleitet, desto lockerer wird diese Verbindung, so daß es schließlich fragwürdig scheint, ob Skorpion und Geruch noch Merkur (bzw. Schütze und Gleichgewicht noch dem Mond) zugeordnet werden können. Einen Hinweis zur Lösung dieser Frage gibt wiederum die Kategorie der Lage, in diesem Fall die gedrängte Position beider Listen, die es nahelegt, daß die Beziehung zwischen der Zwölffheit der oberen Liste und der Siebenheit der darunter folgenden Liste nicht zu eng geknüpft werden sollte. Unter Berücksichtigung dieses Aspektes ergab sich

bei der neuerlichen Durchsicht der Transkriptionen eine etwas andere Nuancierung der Lesart.

Diese Dimension der Lageverhältnisse wird zumeist deshalb übersehen, weil wir als Betrachter einer Notizbuchseite für gewöhnlich die aufgezeichneten Worte durch ihren Inhalt in eine uns bekannte Beziehung setzen können, und dies ganz unabhängig von ihrer Lage und Entfernung voneinander. An den verschiedenen Grenzen, die es hier gibt – zum einen die immer größere Vereinzelung, zum anderen die unüberschaubare Fülle an Worten – steht dieses Problem jedoch schnell vor Augen.

Gerade bei einzelnen wenigen oder vollkommen vereinzelt Worten wird die Besonderheit eines Notizbuches deutlich, nicht als Medium einer Informationsvermittlung zu fungieren, sondern zuweilen als Medium einer bloßen Fixierung, etwa bei Terminen, Eigennamen oder Ortsangaben. Dies kann zuweilen das Problem mit sich bringen, daß schon auf grundlegender Ebene nicht klar ist, auf was sich die Aufzeichnung bezieht. Das gilt aber nicht bloß für den Inhalt, sondern auch für den Autor. Bei einer vereinzelt Formulierung etwa läßt sich nicht von vornherein davon ausgehen, daß Rudolf Steiner deren Autor ist, denn es kann sich auch um die von Steiner aus unbekanntem Gründen heraus notierte Formulierung eines anderen Autors handeln. Ferner scheint sich Rudolf Steiner bei Gesprächen mit esoterischen Schülern des öfteren knappe Notizen gemacht zu haben, was *deren* Fragen oder Probleme betrifft.

Ein besonderer Fall der Fixierung sind die in den Aufzeichnungen zur Sinneslehre immer wieder vorkommenden Gruppierungen und Systematisierungen von Begriffen, zuweilen durch schematisierende Linien graphisch zusammengefaßt und gegliedert. Die «Aussage» solcher Kolumnen und Schemata ist hier stets gänzlich implizit, das heißt über die jeweiligen Gründe der Bezugnahmen bleiben wir als Leser zunächst völlig im Unklaren. Dennoch sind manche der dort skizzierten Bezüge intuitiv nachvollziehbar, und die systematische Folgeordnung der Aufzeichnungen bietet die Möglichkeit, von dem intuitiv Nach-

vollziehbaren auf stringente und folgerichtige Weise zu dem noch nicht Evidenten fortzuschreiten.

Gerade in diesem Tun, dem schrittweisen Nachvollzug der systematisierten Zuordnungen, fühlt man sich als deutender Leser dem Prozeß, aus dem die Aufzeichnungen hervorgingen, besonders nahe. Denn es gibt Anhaltspunkte dafür, daß Rudolf Steiner selbst zuweilen auf diese Weise verfuhr. Immer wieder begegnen dem Leser der Notizbücher unvollständige Schemata, die zwar begonnen, aber nicht zu Ende geführt wurden. Das läßt darauf schließen, daß Rudolf Steiner die Inhalte dieser Schemata nicht bereits vollständig vor Augen hatte, bevor er zur Feder griff, sondern an einer Stelle begann, um dann von dort mit innerer Konsequenz fortzuschreiten.

Dies alles gibt den Aufzeichnungen eines Notizbuches ihren besonderen Reiz: Während man auf der einen Seite besonders gefordert ist, jede einzelne Notiz zu kontextualisieren, um sie aus dem Zusammenhang sachlich richtig deuten zu können, dies bis hinab auf die grundlegende Ebene der Autorschaft, scheint man auf der anderen Seite wie nirgendwo sonst einen Einblick in den Prozeß der Erkenntnisgewinnung zu erhalten. Steiners Aussagen erscheinen nicht als Geniestreiche, sondern als hart erarbeitete Ergebnisse einer Forschung, die immer wieder neu ihre Strukturen und Begrifflichkeiten reflektiert, wandelt und entwickelt.

Aber auch dies relativiert sich wieder durch die simple Tatsache durchgestrichener Wörter, Sätze und Schemata. Daß man an einem Prozeß der Erkenntnisgewinnung teilnimmt, bedeutet eben auch, daß man nicht ohne weiteres an einer Stelle zugreifen und etwas als mitteilbare «Erkenntnis» behandeln kann. Denn es ist keineswegs sicher, daß Steiner solche Notizen, die er später als überholt beurteilt hätte, immer auch im Nachhinein durchgestrichen hat.

Auf diese Weise haben wir es in Steiners Werk mit drei verschiedene Arten von Texten zu tun: Zunächst die Schriften Rudolf Steiners, die von ihm selbst herausgegeben wurden und insofern als zuverlässig betrachtet werden dürfen.

Hier haben die sogenannten «Ausgaben letzter Hand» ihren begründeten Status. Dann folgt als zweite Gruppe die Texte der Vorträge, bei denen die nicht von Rudolf Steiner selbst redigierten Texte aus verschiedenen Gründen Fehler aufweisen können. Um solche Fehler erkennen und beurteilen zu können, ist die gründliche Kenntnis des geschriebenen Werkes die unumgängliche Basis.

Und schließlich folgt als dritte Gruppe die Notizbücher, deren Inhalt die höchsten Anforderungen an das hermeneutische Fingerspitzengefühl des Lesers stellt, die also am wenigsten von allen dreien wie der simple Ausdruck der Wahrheit behandelt werden können. Daß bei der Interpretation der Notizbücher Rudolf Steiners die hermeneutische Dimension so sehr im Vordergrund steht, macht sie jedoch zugleich zu einer besonderen Herausforderung für das eigenständige, reflektierte Denken und Deuten all derjenigen Leser, die mit dem Werk Rudolf Steiners bereits seit längerem vertraut sind. In diesen Texten erhalten bekannte Themen und vermeintlich feststehende Erkenntnisse eine neue Beleuchtung und dadurch auch eine spürbare Verlebendigung, dann aber darüber hinaus auch einen genetischen Kontext, der die publizierten – oder zur Publikation bestimmten – Texte Rudolf Steiners sinngehend und sinnbereichernd hinterfangen kann.

## **Zur Transkription**

Da es sich bei dem zu transkribierenden Material nicht durchgängig um linear verfaßte Texte handelt, sondern zumeist um verschiedenartig beschriebene und mit Zeichnungen versehene Notizbuchblätter, d.h. zweidimensionale Flächen, ließe sich als ideale Transkription eine Form vorstellen, in welcher man die Gestaltung der entsprechenden Seite zumindest annäherungsweise nachahmt, so daß der Leser die Transkription möglichst leicht den transkribierten Worten zuordnen kann.

Abgesehen von dem enormen herstellerischen Aufwand beim Satz einer solchen Transkription mit z. T. vertikal oder schräg geschriebenen Worten, Zeich-

nungen und Kreisdiagrammen läßt sich dieses Ideal schon allein deshalb nicht durchgängig realisieren, weil sich in Steiners Notizbüchern zuweilen komplexe Schemata finden, in denen die von Rudolf Steiner eingetragenen Begriffe lediglich mit ihren Anfangsbuchstaben gekennzeichnet wurden, während eine Transkription nicht zuletzt auch die Aufgabe hat, den jeweils abgekürzten Begriff zutreffend zu rekonstruieren (z. B. G.[leichgewichtssinn]). Durch diesen Umstand läßt sich die optische Gestalt einer Notizbuchseite oder eines Notizblattes in der Transkription verständlicherweise in vielen Fällen nicht mehr annähernd adäquat wiedergeben.

Um dem Leser die Zuordnung der transkribierten Begriff dennoch so leicht wie möglich zu machen, wurden daher andere Mittel verwendet:

Zunächst einmal folgt die Transkription der räumlichen Verteilung der Notizen auf dem jeweiligen Blatt insofern noch, als die der in Europa gebräuchlichen Lesart von links oben nach rechts unten folgt. Dies ermöglicht bereits eine elementare Zuordnung.

Dabei wird die räumliche Abfolge von Worten, die nicht durch geringen Abstand oder ein Satzzeichen verbunden erscheinen, durch einen Schrägstrich / gekennzeichnet, ein Zeilenwechsel am Ende einer Zeile durch einen doppelten Schrägstrich // sofern dies nicht durch das Layout erkennbar ist.

Ferner wurde die Zuordnung transkribierter Worte dadurch zu erleichtern versucht, daß die systematische Beziehung notierter Begriffe – wie etwa die systematische Zusammengehörigkeit der Begriffe für die sieben Lebensprozesse – in der Transkription durch entsprechende Absatzgestaltung deutlich gemacht wird. Dies erleichtert dem Leser zudem die Erschließung der Zusammenhänge in Steiners oftmals komplexen Diagrammen und Schemata.

Im Unterschied zu manchen früheren Transkriptionen wurden die in Steiners Notizen abgekürzten Worte nicht nur rekonstruiert, d. h. ausgeschrieben, sondern auch durch eckige Klammern als ergänzte Abkürzungen kenntlich gemacht. Das erschwert zwar am Anfang den Lesefluß ein wenig, dokumentiert

jedoch dafür die Rekonstruktion als solche besser. Zudem ermöglicht es, unsichere Rekonstruktionen auch als solche durch ein eingefügtes ? zu kennzeichnen.

Zu den einzelnen Zeichen: Das von Steiner verwendete J (wie bei Jch) wurde hier mit I transkribiert. Rekonstruierte Wortteile (zumeist bei Abkürzungen) wurden nicht mit runden, sondern mit eckigen Klammern eingerahmt, um sie von Rudolf Steiners runden Klammern unterscheiden zu können. Nur in Ausnahmefällen hat Rudolf Steiner selbst eckige Klammern verwendet (z. B. in NB 210, S. 17), was jedoch anhand der *scans* leicht erkannt wird. Eine ganz eigentümliche Schwierigkeit bietet ein von Steiner des öfteren verwendetes «Zeichen», das optisch etwa in der Mitte zwischen Doppelpunkt und Gleichheitszeichen liegt und deshalb nicht immer eindeutig interpretiert werden kann. In früheren Transkriptionen (z. B. in den «Beiträgen» Nr. 34) wurde dieses Zeichen oftmals als Gleichheitszeichen transkribiert, was zu inhaltlichen Konsequenzen und entsprechenden Problemen der Aussage führte. Im Unterschied zu eindeutig interpretierbaren Doppelpunkten, die hier – wie im Allgemeinen üblich – ohne Leerzeichen hinter ein Wort gesetzt wurden [Bsp. so: ein Wort], wird dieses Zeichen hier als Doppelpunkt mit entsprechendem Abstand zum vorausgegangenen Wort, d.h. nach Leerschlag wiedergegeben [Bsp. so : ein Wort]. Gleichheitszeichen wurden in der Transkription nur dort verwendet, wo sowohl Schreibweise als auch Interpretation eindeutig sind.

Im Unterschied zu früheren Transkriptionen (z. B. in den «Beiträgen» Nr. 34) wurden hier auch die von Rudolf Steiner zunächst notierten, dann aber wieder durchgestrichenen Worte so weit wie möglich – d.h. so weit noch lesbar – wiedergegeben. Dadurch erhält man teilweise noch ein wenig mehr Einblick in den konkreten Prozeß seiner Forschungsarbeit. Eine Ausnahme hiervon sind größere Listen oder Schemata, die Rudolf Steiner großflächig durchgestrichen, d. h. insgesamt verworfen hat (wie z. B. in NB 210, S. 17).

*Roland Halfen*

---

## Rudolf Steiners Wirken um das Jahr 1910

Von den Anthroposophie-Vorträgen des Jahres 1909 zum Fragment des Buches «Anthroposophie» (1910) im Lichte bisher unveröffentlichter Notizbucheinträgen

Ein Blick in Christoph Lindenbergers «Chronik» zeigt, wie vielschichtig Rudolf Steiner im Jahr 1910 tätig war. Im Dezember 1909 schloss Steiner die Arbeit an seinem zentralen Buch «Die Geheimwissenschaft im Umriss» durch Schreiben seines Vorwortes ab. Das Buch wurde in den Folgejahren als Grundwerk immer wieder neu aufgelegt (zur 16. bis 20. Auflage schrieb Steiner eine letzte Vorrede noch in seinem Todesjahr 1925). Im Oktober 1909 hatte er bei der achten Generalversammlung der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft in Berlin fünf Vorträge<sup>1</sup> unter dem Titel «Anthroposophie» gehalten, in denen er Anthroposophie zwischen der gewöhnlichen Sinneswissenschaft, hier Anthropologie genannt, und der Theosophie ansiedelt: Anthropologie nimmt ihren Ausgangspunkt «von dem Herumwandeln unter den Dingen», sie «geht von Einzelheit zu Einzelheit». Somit beschäftigt sich Anthropologie mit vielen Einzelbetrachtungen und ist daher wie in den Niederungen eines Tales beheimatet, im Gegensatz zur Theosophie, die wie von einem «hohen Berggipfel aus das ganze Land überschauen» kann. Der «Gipfel, von dem aus die Theosophie zu schauen vermag, liegt über dem Menschen, das gewöhnliche menschliche Erkennen hingegen liegt eigentlich unterhalb des Menschen, und der Mensch selber steht mitten zwischen Natur- und Geistwelt drinnen». Zugleich warnt Steiner: «Theosophie unterliegt der Gefahr, dass [...] das Menschliche überflogen wird und dass der Mensch die Möglichkeit verliert, überhaupt noch etwas Zureichendes zu erkennen. Bei der Theosophie liegt die Gefahr nahe, zu ihren Füßen nicht mehr die Wirklichkeit zu sehen.» Zwischen dem Berggipfel und den mannigfaltigen Niederungen der Täler ist «Anthroposophie das Stehen in der Mitte, so dass man hinauf- und hinunterschaut». Anthroposophie ist somit dadurch zu charakterisieren, dass man sagt: «Stelle dich in die Mitte zwischen Gott und Natur, lass den Menschen in dir sprechen über das, was über dir ist und in dich hineinleuchtet, und über das, was von

---

1 Die ersten vier Vorträge sind in «Anthroposophie – Psychosophie – Pneumatosophie» (GA 115), der fünfte in «Kunst und Kunsterkenntnis» (GA 271) veröffentlicht.

unten in dich hineinragt, dann hast du die Anthroposophie, die Weisheit, die der Mensch spricht.»

Nach diesen einleitenden Ausführungen seines ersten Vortrags setzt Steiner in den folgenden drei Vorträgen die Sinnesorganisation des Menschen in Bezug zu den Tätigkeiten geistiger Hierarchien und spricht dann darüber, wie der Mensch erst durch das in diesen Vorträgen geschilderte Zusammenwirken von Sinnlichem, Seelischem und Geistigem seinen Leib formt. Der fünfte und letzte Vortrag war nicht eigens angekündigt worden und schließt den Zyklus mit einer im Vortragswerk Steiners einzigartigen imaginativen Betrachtung über «Das Wesen der Künste». Darin werden die Erlebnisse zweier «allegorischer» Frauengestalten in einer Schneelandschaft geschildert, von denen die eine sich vereinigt mit verschiedenen Geistgestalten und damit der Menschenseele die Fähigkeit zu den verschiedenen Künsten ermöglicht, beginnend mit den Künsten des Tanzes, der Mimik und der plastischen Kunst, die in Bezug zum Gleichgewichts-, Eigenbewegung- und Lebenssinn geschildert werden.

Eine Seite aus Rudolf Steiners Notizbuch (NB 208, Seite 3) enthält Aufzeichnungen, die mit diesem Vortrag korrespondieren. Dort findet sich eine nummerierte Auflistung von zehn Sinnen, mit einem 11., 12. und 13. Bereich neben dem «statischen Sinn», dem «Bewegungssinn» und dem «Lebensgefühl». Daneben notiert Steiner das Wort «Kunst» und führt fünf Künste als «losgelöste» Sinnesbereiche auf, allerdings nicht ganz so, wie er es im Vortrag vom 28. Oktober 1909 über «das Wesen der Künste» ausführte. In dem Notizbuch NB 211 findet man erneut die Zahlen 1 bis 13 sowie diejenige Zuordnung zu den Künsten, wie Steiner sie im Vortrag vom 28. Oktober darstellte.

## **Das unvollendete Buch «Anthroposophie»**

Steiner wurde damals von den Mitgliedern gebeten, die Inhalte seiner Vorträge niederzuschreiben. Er selbst schilderte das im Jahre 1921 ausführlich im Zusam-

menhang seiner Vorträge über «Naturbeobachtung, Experiment, Mathematik und die Erkenntnisstufen der Geistesforschung» (GA 324, S. 109f.): «Ich habe einmal vorgetragen für die Anthroposophische Gesellschaft dasjenige, was ich genannt habe in den Vorträgen «Anthroposophie». Ich habe damals soviel vorgetragen von dieser Anthroposophie, als sich eben meiner Geistesforschung ergeben hatte. Es wurden dann diese Vorträge gedruckt verlangt, und ich ging daran, die Sachen niederzuschreiben. Im Niederschreiben wurde wiederum etwas anderes daraus. Nicht dass irgend etwas in dem, was zuerst gegeben war, verändert worden wäre, sondern es wurde nur notwendig, einiges hinzuzufügen, was weitere Erklärungen abgab. Aber es wurde auch nötig, die Sache noch genauer zu formulieren. Das nahm ein Jahr in Anspruch.»

Es ist nicht klar, ob Steiner damals sogleich mit der Niederschrift seiner Vorträge über «Anthroposophie» begann. Nachdem er im Dezember 1909 die Arbeit an der «Geheimwissenschaft» abgeschlossen hatte, entfaltete er im Jahr 1910 eine fulminante Vortragstätigkeit in ganz Europa, beginnend in Stockholm mit Vorträgen über «Das Johannes-Evangelium und die drei anderen Evangelien», wo er zum ersten Mal über das Wiedererscheinen Christi im Ätherischen sprach. Es folgten Vorträge und Vortragszyklen zu zentralen Bereichen der Anthroposophie wie «Mikrokosmos und Makrokosmos» in Wien (GA 119), die erste Erwähnung des 5. Evangeliums bei einem Vortrag in Palermo (in GA 188), «Die Offenbarungen des Karma» in Hamburg (GA 120), «Die Mission einzelner Volksseelen» in Oslo (GA 121), im August die Uraufführung des ersten Mysteriendramas «Die Pforte der Einweihung», dazu der Vortragszyklus «Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte» (GA 122) in München sowie ein Zyklus über «Das Matthäus-Evangelium» (GA 123) im alten Rathaus von Bern.

Nach Ende dieses Zyklus schrieb Marie von Sivers am 13. September 1910 an Johanna Mücke: «Nun sind wir am Ende des Zyklus angelangt. Man könnte denken, dass ein Monat wirklich notwendig sei, um von diesem Auseinandergerissenwerden auszuruhen, – aber es werden wohl nur 10 Tage daraus. Und statt

still in Berlin Altes aufzuarbeiten zu dürfen, müssen wir, vor Menschen flüchtend, strawanzen. Ich würde so gern in Berlin alles ruhig einrichten, aber der Dr. hätte dort keinen Frieden [...].»<sup>2</sup> Nach einem Besuch bei Edouard Schuré in Barr für einige Tage ist der Aufenthalt Rudolf Steiners vom 24. September bis 1. Oktober unbekannt und vom 10. bis 16. Oktober ungewiss.<sup>3</sup> Hat er in dieser Zeit für sein Buch «Anthroposophie» geforscht?

Die Arbeit an seinem Buch «Anthroposophie» ist – neben den vielfältigen Notizbucheinträgen aus dieser Zeit – durch ein handgeschriebenes Manuskript dokumentiert, das er in der letzten Oktoberwoche im Jahre 1910 stückweise und fast täglich der Druckerei A. W. Hayns Erben in Potsdam zukommen ließ, die den Text dann sofort setzte. Die Korrekturfahne des ersten Kapitels («Der Charakter der Anthroposophie») und des ersten Teils des zweiten Kapitels («Der Mensch als Sinnesorganismus») trägt den Stempel der Druckerei mit Datum des 24. Oktober 1910 (ein Montag). Bereits einen Tag später hatte die Druckerei auch schon fast das ganze dritte Kapitel («Die Welt, welchen den Sinnen zu Grunde liegt») gesetzt, und noch einen Tag später, also am Mittwoch, schon das gesamte vierte Kapitel («Die Lebensvorgänge») sowie den Anfang des fünften Kapitels («Vorgänge im menschlichen Innern»), in welchem der astralische Mensch, der Lebensprozesse gefühlsmäßig spiegelt, durch die Erlebnisse der «Bewegungsfähigkeit», der «instinktiven Begehungen» und der «Bildempfindungen» ergänzt wird.

Am Donnerstag, dem 27. Oktober entstand jedoch keine neue Druckfahne. An diesem Tag war Rudolf Steiner damit beschäftigt, wie üblich einen Vortrag im Berliner «Architektenhaus» (in der am 20. Oktober begonnenen Vortragsreihe, GA 60) zu halten. Man kann sich vorstellen, dass ihn die Vorbereitung auf diesen Vortrag davon abhielt, der Druckerei an diesem Tag einen weiteren Teil seines Skriptes zukommen zu lassen. Am Freitag und Samstag folgten dann je-

---

2 «Nachrichten der Rudolf Steiner Nachlaßverwaltung» Nr. 17, S. 9

3 Christoph Lindenberg, «Rudolf Steiner. Eine Chronik», Stuttgart 1988, S. 296.

weils die letzten beiden Druckfahnen des sechsten und siebenten Kapitels («Das Ich-Erlebnis» und «Die Welt, welche den Sinnesorganen zugrunde liegt») sowie des achten und neunten Kapitels («Die Welt, welche den Lebensorganen zugrunde liegt» und «Die höhere Geisteswelt»). Die letzte Seite des neunten Kapitels trägt noch eine Seitenzahl (81) und wäre zugleich die erste Seite eines neuen, sechsten Druckbogens. Diese Seite bleibt jedoch allein auf einem Blatt mit Stempel vom 31. Oktober 1910 sowie dem handschriftlichen Vermerk der Druckerei: «Weiteres M[anu]skr[ipt] ist nicht in unserem Besitz.»

Am Samstag, dem 29. Oktober 1910 hatte nachmittags bereits die neunte Generalversammlung der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft begonnen, deren Generalsekretär Rudolf Steiner war. Am Sonntag und Montag hielt er in diesem Zusammenhang zwei Ansprachen sowie am Montag einen Vortrag über das Mysteriendrama «Die Pforte der Einweihung». Am Tag darauf begann der Zyklus der vier Vorträge über «Psychosophie».

Angesichts dieser Dokumentenlage scheint es naheliegend, dass Steiner erst in den letzten Tagen vor der Generalversammlung das Manuskript Stück für Stück erstellte. Welche Vorarbeiten hatte er hierfür in der Hand? Kann man anhand einer vollständigen Übersicht über die Inhalte seiner Notizbücher zu diesem Thema die Genese des Textes rekonstruieren oder auch nur vermuten? Diese Fragen sind derzeit noch offen. Hierbei wäre natürlich eine genauere Datierung der Notizbuchinhalte sehr hilfreich. Noch ist weitgehend ungeklärt, welche seiner Notizbucheinträge vor und welche nach der Niederschrift des «Anthroposophie»-Manuskripts zustande kamen.

Erst einen Monat später datiert die vorerst letzte Korrekturfahne mit dem Stempel des 28. November 1910, beginnend mit der letzten Seite (81) des neunten Kapitels sowie etwa drei weitere, nicht paginierte Seiten des zehnten Kapitels («Die Gestalt des Menschen»).

Die ersten zwei Bögen hat Steiner irgendwann korrigiert der Druckerei wieder zukommen lassen, die den Text anhand der Korrekturen neu setzte und –

ohne Stempel – drucken ließ. Zwei Exemplare jeweils des dritten und vierten Bogens hat Steiner ebenfalls korrigiert, allerdings auf zwei verschiedene Weisen. In der letzten Auflage des «Anthroposophie»-Fragments (GA 45, 2002) sind beide Korrekturen dokumentiert. In Rudolf Steiners Notizbuch NB 500 finden sich Anmerkungen, die sich offensichtlich auf die Seiten 33, 38, 40 und wahrscheinlich auf die Seite 55 dieser Korrekturfahnen beziehen. Denn nach der Zahl 55, die unvermittelt auf Seite 5 von NB 500 oben erscheint, steht das Einfügungszeichen  $\Gamma$ . Bei der stärker (und mit mehreren Stiften) korrigierten vierten Korrekturfahne ist am Ende von S. 54 und am Anfang von S. 55 ein größerer Textabschnitt zum Wärmerelebnis von Steiner – nach einer zuvor erfolgten Korrektur dieser Stelle – ganz ausgestrichen worden. Am Ende dieser Passage findet man auf S. 55 dasselbe Einfügungszeichen ( $\Gamma$ ) am Ende der vierten Zeile – aber dazu keine Entsprechung am Rand der Fahne, wie sonst bei diesen Zeichen üblich. Dies legt die Vermutung nahe, dass Steiner vorhatte, zumindest den auf S. 5 von NB 500 notierten Text an dieser Stelle einzufügen, ggf. auch noch die vorangehenden Texte auf Seite 3 und 4 – inhaltlich würden diese nahtlos passen. Der letzte Satz, den er auf Seite 54 der vierten Korrekturfahne stehen ließ, lautet: «Ein Wärmeeindruck muss als etwas anerkannt werden, was gleichartig ist der im Innern selbst erlebten und dieses Innere erfüllenden Wärme.» Vor diesem Satz fügte er handschriftlich ein: «Nun vergleiche man die Erlebnisse des Wärmesinnes mit dem Lebensvorgang der Wärmung.»

Man lese einmal den ausformulierten Text auf den Seiten 3, 4 und 5 von NB 500 bis zum Strich auf Seite 5. Er beginnt auf Seite 3 mit den Worten: «Der den Leib erfüllende Lebensprozess der Wärmung erfordert eine gewisse Gestaltung der Lebensorgane; das Erlebnis der Wärmeempfindung erfordert ein Sinnesorgan als Wärmesinnorgan [...]». Steiner tut hier also genau das, wozu er mit dem auf der Druckfahne eingefügten Satz auffordert: er vergleicht die Erlebnisse des Wärmesinnes mit dem Lebensvorgang der Wärmung. Es scheint also wahrscheinlich, dass Steiner beabsichtigte, der Korrekturfahne hier einen dem

Notizbuch entsprechenden Inhalt einzufügen. Da er die vierte Korrekturfahne nie zu Ende bearbeitet hat, muss es letztlich dahingestellt bleiben, welche Formulierungen er hier in sein «Anthroposophie»-Buch hätte einfließen lassen. Die ausformulierten Sätze im Notizbuch knüpfen aber genau an den Text der Druckfahnen an und führen die Gedanken des sechsten Kapitel weiter an einer Stelle, wo Rudolf Steiner eine längere Passage ausstrich.

In dem Text, der nach dem Strich auf Seite 5 von NB 500 beginnt, arbeitet Steiner weiter mit dem Begriff des «hypothetischen Wesens», das er im siebten Kapitel von «Anthroposophie» einführt, welches als das gleichsam umgestülpte, makrokosmische höhere Ich des Menschen gesehen werden kann. Er benutzt diese Formulierung in «Anthroposophie» jedoch nicht und schreibt konsequent von einem «hypothetischen Wesen», ganz im Stil dieses Buches, in dem, nach bestimmten Setzungen wie die Auflistung und Charakterisierung von Sinnes-, Lebens und Seelenprozessen, fast mathematisch in «wenn-dann»-Beziehungen weiter argumentiert wird. Das «hypothetische Wesen» ist eine dem «Ich-Erleben» entgegengesetzte Ich-Wesenhaftigkeit, die in der höheren geistigen Welt wurzelt.

## **Entgegengesetzte geistige Wesenhaftigkeit: der umgestülpte Mensch**

Die nach dem Strich auf Seite 5 von NB 500 folgenden Ausführungen ließen sich sehr gut an das Ende des neunten Kapitels anschließen, wo es heißt: «Man wird dahin geführt, auf eine Außenwelt zu deuten, die in sich selber durch den Gegensatz von Lebenssinn, Eigenbewegungssinn und Gleichgewichtssinn eine Innenwelt entfachen kann.<sup>4</sup> Diese Welt kann aber «höhere Geisteswelt» genannt werden. [...] In der höheren Geisteswelt wären somit in sich selbst ruhende Sinneserlebnisse zu suchen, welche sich denjenigen Sinneserlebnissen verwandt erweisen, denen der Mensch in der physischen Welt mit seinem Ich am nächsten

---

4 Man vergleiche hierzu Vortrag vom 28. Oktober 1909 über das Wesen der Künste. (GA 271, S. 63–80)

steht, den Erlebnissen des Begriffs-, Laut- und Gehörsinnes. Doch sind jene Erlebnisse so, als stünde nicht gleichsam vor ihnen ein menschliches Ich und nehme sie auf, sondern so, als stünde hinter ihnen ein sie in der eigenen Tätigkeit schaffendes Wesen.»<sup>5</sup>

An dieser Stelle könnte man mit dem Text des Notizbuches 500 fortfahren: «Dies alles zusammenfassend, würde [sich] nun das folgende in Bezug auf das Menschenwesen ergeben: Man denke sich das Ich des Menschen, so wie es innerlich wahrgenommen wird, entstanden durch Wesen, welche in der Aussenwelt dieses Ich umgeben. Es sei räumlich hinter den Sinneserlebnissen nichts, was aus der Sinneswelt heraus diese Erlebnisse bewirke, sondern es sei geistige Wesenhaftigkeit dahinter, die ähnlich sei dem Ich-Erleben selbst, nur diesem entgegengesetzt.»

Im Notizbuch geht Steiner nun systematisch die Umstülpung der jeweiligen Sinnesorganismen durch: «Dann kann man sehen: im Ich-Organismus die Tätigkeit eines hypothetischen Wesens, welches sein Inneres durch diesen Organismus so in sich zurückstrahlt, wie das Ich im Tasterlebnis sein Inneres in sich selbst zurückstrahlt.» Es folgt als nächstes der Begriffsorganismus als «Tätigkeit eines hypothetischen Wesens, welches in den menschlichen Begriffen sich durch dieses Organ so erlebt, wie sich der Mensch durch den Lebenssinn erlebt» usw. bis hin zur Umstülpung des Geruchsorgans in das Geschmackserlebnis des hypothetischen Wesens. Daraus folgert Steiner im Notizbuch: «Damit aber ist die Möglichkeit gegeben, sich in die Sinneserlebnisse hinein Geistiges zu denken, das gewissermaßen so in ihnen steckt, wie der Ich-Mensch in seinen Sinnesorganen [...] Man könnte sich in diesem Sinne den Raum ausgefüllt denken nicht mit irgendeiner Materie, sondern mit Geist, und die Sinneserlebnisse als von Geist bewirkt, so, dass der Geist sich selbst erlebt, indem er sich in den Sinnesorganen und dem Ich-Organismus die Möglichkeit schafft, seine Innerlichkeit in sich zurückstrahlen zu lassen.»

---

5 «Anthroposophie – Ein Fragment» (GA 40), S. 88.

Rudolf Steiners Beschäftigung mit diesen Motiven dürfte in die Zeit unmittelbar nach der Generalversammlung der deutschen Sektion und den «Psychosophie»-Vorträgen vom Anfang November 1910 fallen, da die genannten Ausführungen mit Bezügen zu den Seitenzahlen der Ende Oktober in der Druckerei bearbeiteten Druckfahnen beginnen. Rückblickend beschreibt Steiner seine Arbeit am Manuskript von «Anthroposophie» in der bereits zitierten Schilderung aus dem Jahre 1921 mit den Worten: «Es wurde wiederum die Generalversammlung in der Gesellschaft abgehalten. Da sagten denn die Leute, bei der Generalversammlung sollten nun doch die <anthroposophischen> Vorträge verkauft werden, also müssen sie fertig werden. Ich hatte dann angekündigt für diese nächste Generalversammlung einen anderen Vortragszyklus, und verschickte die ersten Bogen dieser <Anthroposophie> an die Druckerei. Sie wurden auch sofort gedruckt. Ich dachte, ich würde nun weiterschreiben können. Ich schrieb auch eine Zeitlang weiter. Aber es ergab sich immer mehr und mehr die Notwendigkeit, weiteres hinzuzufügen zu den genaueren Erklärungen. Das ganze endete dann damit, dass eine ganze Anzahl von Bogen gedruckt waren. Bis dahin hatte ich geschrieben. Ein Bogen kam dann so, dass die sechzehn Seiten nicht mehr voll wurden, sondern nur noch, ich glaube, dreizehn oder vierzehn voll waren. Die anderen waren weiß, und ich sollte weiter schreiben.»<sup>6</sup>

Am 10. und 17. November 1910 hielt Rudolf Steiner im Berliner Architektenhaus die öffentlichen Vorträge «Menschenseele und Tierseele» sowie «Menschengeist und Tiergeist», zu denen sich Notizen in NB 28 erhalten haben. Im zweiten dieser Vorträge geht Steiner – detaillierter als anderswo – darauf ein, wie der obere und untere Mensch zusammenhängen, indem der eine Pol durch den anderen zu seiner Entwicklung «von innen sich ergießende Nahrung» erhält, was wiederum mit Gebärde, Mimik und dem von innen her sich ausprägenden Physiologischem zusammenhängt. Genau diese Umstülpung der Sinne ist es, die ihn in den Notizbüchern aus dieser Zeit intensiv beschäftigte. Darin

---

6 GA 324, S.109.

wird Steiner nicht müde, sich stets mit neuen Ansätzen der Sache zuzuwenden. Dabei geht es zugleich um die Beziehungen der höheren geistigen Welt zur Sinneswelt, wobei besonders bei den mittleren Sinnen die astralen und die Lebensprozesse mit hineinspielen.

### **Die Sinneswelt zwischen zurückstrahlender Ich-Wesenheit beim Tasten und die Aufhebung der Bewusstseinsphären-trennung beim Ich-Wahrnehmen**

Die vorliegenden Dokumente zeigen, dass die Auffassung, Steiner habe erst 1916 mit zwölf Sinnen gearbeitet, nicht aufrechterhalten werden kann. In den Vorträgen von 1916 über «Das Rätsel des Menschen» (GA 170) sowie in dem kurzen Anhang «Über die wirkliche Grundlage intentionaler Beziehungen» zu dem 1917 erschienenen Buch «Von Seelenrätseln» geht Rudolf Steiner zwar sofort von zwölf Sinnen aus. Aber bereits im Text von «Anthroposophie» werden durchaus auch der Tast- und der Ich-Sinn berücksichtigt, allerdings in einer vorsichtigeren Weise als in den späteren Übersichten. In «Anthroposophie» hat Steiner deren Sonderrolle als Grenzen des Sinnesspektrums hervorgehoben und viel ausführlicher behandelt. Lediglich in den Vorträgen von 1909 wird explizit von nur zehn der physischen Welt zugewandten Sinnestätigkeiten gesprochen.

Diese Perspektive greift Steiner im zweiten Kapitel von «Anthroposophie» zwar wieder auf, bemerkt dann aber: «Nicht in derselben Art, wie bei den zehn angeführten Sinnen, erscheint der Sinnescharakter bei dem, was man gewöhnlich Tastsinn nennt. [...] Was unmittelbar beim Tastsinn empfunden wird, das kann immer innerhalb der Gebiete der drei zuerst hier aufgezählten Sinne gefunden werden [gemeint sind Lebenssinn, Eigenbewegungssinn, Gleichgewichtssinn].» Beim Tasten schließt der Mensch aber auf eine Welt außerhalb der Empfindungen des eigenen Leibes. Es schwingt beim Tasten also stets ein, so Steiner, «verborgenes Urteil» mit, durch welche auf Eigenschaften von Körpern

außerhalb des eigenen Körpers geschlossen wird. In Notizbuch NB 500 vermerkt Steiner dementsprechend auf Seite 40: «Mit den Sinneserlebnissen stehen wir im phys. Leib. Mit den Erinnerungen stehen wir im Aetherleib. Mit den Urteilen stehen wir im Astralleib. [...] Tastsinn: alles Urteil. Ichwahrnehmung: nichts Urteil.»

Nun ist von einer «Ich-Wahrnehmung» bzw. von einem «Ich-Sinn» für ein fremdes Ich im zweiten Kapitel von «Anthroposophie» noch nicht als solchen die Rede. Das «Ich» wird dann jedoch gleich zu Anfang des dritten Kapitels thematisiert und spielt im weiteren Verlauf des unvollendeten Werkes eine zunehmend größere Rolle, bis schließlich das sechste Kapitel ganz dem «Ich-Erlebnis» unter dem Gesichtspunkt verschiedenartiger intentionaler Ich-Beziehungen gewidmet ist. Beim «sogenannten Tastsinn» strahlt das Ich «seine eigene Wesenheit bis zu der Berührungsstelle mit dem äußeren Gegenstande und lässt nach Maßgabe der Berührung dann diese eigene Wesenheit in sich zurück kehren. Die zurückstrahlende eigene Wesenheit bildet den Inhalt der Tastwahrnehmung.» Rudolf Steiner beschrieb bereits in den «Anthroposophie»-Vorträgen von 1909, wie der wahrnehmende Mensch auch durch andere Sinne als die drei leibgerichteten Sinne «tastet», allerdings nicht mehr ab dem Hörsinn und den darüber liegenden sogenannten «sozialen» Sinnen.

In Notizbuch 210 findet sich eine längere Abhandlung zu Hören und Sprechen, die seit der Ausgabe von 1970 zwar als 5. Anhang des Fragments «Anthroposophie» mitabgedruckt wurde, aber seitdem nur wenig Beachtung fand. In diesem Text erwähnt Steiner gleich zu Beginn dasjenige, was als «Typus eines Wahrnehmungsorgans betrachtet werden» kann, nämlich die einzigartige Gabe des Ich-Organismus, «in sich das Bild eines gleichen fremden Ichs gegenwärtig machen» zu können. Er führt diese Betrachtungen dann hin zum «Mysterium des Mitgefühls mit einem fremden Ich» durch das Hineinleben des eigenen Ich in den Laut des fremden Ich: «Vernimmt er dann den Laut des fremden Ich, so lebt das eigene Ich in diesem Laut und damit in dem fremden Ich. [...] Das kann

aber nichts anderes bedeuten, als dass der Hörende beim Laut eines Menschen sein Ich an ein fremdes Ich hingibt, beim Ton eines leblosen Gegenstandes nur an den Ton selbst.»<sup>7</sup> Im selben Notizbuch NB 210 notierte Steiner: «Die Erfassung eines fremden Ich setzt ein Organ voraus, welches keinen physischen Inhalt in der Wahrnehmung hat (bloße Kraftwahrnehmung): der Ichorganismus.»

Von einem ausdrücklich so genannten «Ich-Sinn» ist durchaus auch an weiteren Stellen in den Notizbüchern um das Jahr 1910 die Rede, auch von der Wahrnehmung eines fremden Ich. Vor der oben zitierten längeren Abhandlung in NB 210 finden sich eine Reihe von Seiten, auf der immer wieder zwölf, zuweilen streng durchnummerierte Sinne aufgeführt werden, an einer Stelle auch kreisförmig, und zwar in der ungewöhnlichen Reihenfolge Ich, Begriff, Laut, Gehör, Gleichgewicht, Bewegung, Leben, Geruch, Tast, Wärme, Gesicht und Geschmack, mit einer Zuordnung zu den zwölf Zeichen des Tierkreises. Somit dürfte als erwiesen gelten, dass Steiner schon 1910 die menschlichen Sinne als Zwölfheit betrachtet hat. Bei Tast- und Ich-Sinn handelt es sich jedoch insofern um Grenzfälle, als man diese man auch als zwei Grundgesten mit mehr prinzipiellem Charakter ansehen kann: beim Tastsinn das Ausstrahlen des eigenen Ich bis an eine Grenze, die lediglich das eigene Ich zurückspiegelt («alles Urteil»), beim Ichsinn die uneingeschränkte Hingabe an ein fremdes Ich («nichts Urteil»).

Im achten Vortrag zur «Allgemeinen Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik» beschrieb Rudolf Steiner am 29. August 1919 das «Vibrieren der Seele» zwischen der «Hingabe an den Anderen» und dem «innerlichen Wehren» als Grundgesten des Ich-Sinns und verwies darauf, dass er diesen Sinn auch in der Neuauflage seiner «Philosophie der Freiheit» eigens charakterisiert hätte. Tatsächlich beschreibt er in der Neuauflage das «Vibrieren der Seele» als Grundgeste des Denksinns; während er in Notizbuch NB 210 aus dem Jahre 1910 das Hineinleben in den Laut des anderen Menschen beschrieb. Beim Zuhören des

---

7 GA 40, S. 198.

Sprechens eines anderen Menschen hebt Steiner in dem Text aus NB 210 hervor, dass hierbei das «andere Ich [...] an die Stelle des eigenen» tritt. Somit durchzieht die Grundgeste des Ich-Sinns offenbar auch die Bereiche des Denk- und Lautsinnes. Im ersten Anhang zur «Philosophie der Freiheit» aus der Neuauflage des Jahres 1918, auf den Steiner in dem oben erwähnten Vortrag bezüglich des Ich-Sinns hinwies, heißt es dementsprechend, dass in dem Prozess des Zuhörens «die Trennung zwischen den beiden Bewusstseinssphären tatsächlich aufgehoben» wird.<sup>8</sup>

### **Die Tätigkeit eines «hypothetischen Wesens»: das Ich im Transzendenten**

Auch wenn dies auf den ersten Blick so scheinen mag: Steiner war nicht an der Entwicklung einer *Sinneslehre* gelegen. Er selber hat dieses Wort auch selten für seine Arbeit auf diesem Gebiet gebraucht. Was er tat, war, die mannigfaltigsten Beziehungen zwischen den Sinnesbereichen, den Lebensprozessen, der Menschenseele und dem Menschen als Ich aufzusuchen, in immer neuen, sich stets wandelnden Anläufen. Was von dieser Arbeit aus dem Jahre 1910 gelangte an die Öffentlichkeit?

Zu Steiners Lebzeiten so gut wie nichts, denn die Publikation des Fragmentes «Anthroposophie» erfolgte erst im Jahre 1951. Steiner vollendete sein Buchprojekt nie. In Vergessenheit geriet es deshalb nicht. Und Steiner stand offenbar weiterhin hinter dem einst geschriebenen Teil des Werkes: Als Walter Johannes Stein seine Doktorarbeit über den Sehprozess schrieb, ließ Steiner dem jungen Doktoranden die aufbewahrten Druckfahnen seines «Anthroposophie» Fragmentes für eine Nacht zur Lektüre aus, mit der Maßgabe, es durchzulesen, aber nichts davon abzuschreiben.

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch Detlef Hardorp: Denksinn und Denken, in: «Rundbrief der Pädagogischen Sektion am Goetheanum» Michaeli 2010, S. 16–35.

Rudolf Steiner hat sich später mehrfach darüber geäußert, warum das Buch nicht fertiggestellt wurde. In dem bereits zitierten Vortrag aus dem Jahre 1921 schildert er am ausführlichsten die Hürden, der seine Forschung auf diesem Gebiet ausgesetzt war: «Mittlerweile hatte sich mir ergeben [...]: Um die Sache nun wirklich so, wie ich sie jetzt nach einem Jahre haben müsste und haben will, zu Ende zu führen, dazu ist es notwendig, nun im genaueren auszubilden eine gewisse Vorstellungsweise, eine besondere Ausarbeitung des imaginativen, inspirierten Erkennens, und gerade mit Bezug auf diese anthroposophischen Fragen diese Erkenntnisart anzuwenden. Da ging ich denn daran, erst etwas Negatives zu machen: die ganze ‹Anthroposophie› liegen zu lassen. Sie liegt heute noch so, wie sie dazumal, viele Bogen schon, gedruckt war, und ich dachte daran, zunächst eben die Fortsetzung nun auch wirklich zu erforschen. Da machte ich denn gründlich Bekanntschaft mit etwas, was ich Ihnen jetzt schildern möchte. Es zeigte sich nämlich immer klarer und klarer, dass man eine Anthroposophie, wie sie dazumal intendiert war, erst dann vollenden kann, wenn man innerlich anschauend darauf kommt zu sehen, wie man dasjenige, was man da wirklich in innerer Schau als geistig-seelische Tätigkeit arbeitend im Nervensystem erblickt, so weit fortsetzen kann, bis man innerlich hier an einen Punkt kommt – der Punkt ist eigentlich eine Linie, die in vertikaler Richtung liegt [...] –, bis man zu diesem Punkt kommt, wo man dann deutlich merkt, die ganze von außen nach innen vorrückende geistig-seelische Tätigkeit, die man erfasst im Imaginieren und Inspirieren, die kreuzt sich. Aber indem sie sich kreuzt, ist man nicht mehr frei in der Ausübung dieser Tätigkeit. Man ist ja vorher auch nicht ganz frei, wie ich geschildert habe. Jetzt wird man noch unfreier. Man merkt, dass das ganze eine Veränderung erfährt. Man läuft ein in ein stärkeres Festgehaltenwerden im imaginativ-inspirierten Vorstellen. Konkret gesprochen, wenn man dasjenige, was Sinneswahrnehmung und deren verstandesmäßige Fortsetzung für das Auge ist, im imaginativ-inspirierten Vorstellen auffasst und dadurch zu der Imagination des Sehorgans kommt, wenn man also dazu kommt, durch Imagi-

nation, die durchinspiert ist, das Sehorgan aufzufassen, dann setzt sich diese Tätigkeit nach dem Inneren fort, dann tritt hier eine Kreuzung ein, und dann umfasst man mit der Tätigkeit, mit der man erst hier das Auge umfasst hat, ein anderes Organ. Es ist im wesentlichen die Niere.»<sup>9</sup>

Steiner führt dann weiter aus, dass er «immerfort zurückgeworfen» wurde und zu etwas kam, «was nicht richtig ist», und fügt schließlich hinzu: «Leider ist ja in den Jahren, die dann auf das Ereignis gefolgt sind, das ich erzählt habe, meine Zeit durch alles mögliche – insbesondere in den letzten Jahren – so ausgefüllt worden, dass dasjenige, was ich als eine besonders notwendige, eigentlich unerlässliche Tätigkeit bezeichnen müsste, das Zuendescribe dieser «Anthroposophie», nicht hat zustande kommen können.» Denn «jedes Mal, wenn sich ein bisschen die Aussicht bietet, dass die «Anthroposophie» weiter gefördert werden soll, dann werde ich zu dem oder jenem geholt, dann ist das oder jenes notwendig, dann muss in diesem oder jenem Gebiet unserer jetzigen Tätigkeit diese oder jene Sitzung gehalten werden.» Ein Jahr zuvor hatte Steiner ausführlich in seinen medizinischen Vorträgen (GA 312), insbesondere im achten Vortrag vom 28. März 1920, über die Beziehung von Riechen und Schmecken zum Auge einerseits und zum Darm und den Nieren andererseits gesprochen, so dass manches dafür spricht, dass dieses «Festgehaltenwerden im imaginativ-inspirierten Vorstellen» und die daraus sich ergebenden falschen Anschauungen in seiner Erkenntnis überwunden werden konnten.<sup>10</sup>

Das rätselhafte «Kreuzen» mit der «von außen nach innen vorrückenden geistig-seelischen Tätigkeit» ist anscheinend bereits ein für Notizbuch NB 500

---

9 GA 324, S. 109 ff.

10 In seinem Prager Vortragszyklus «Eine okkulte Physiologie» aus März 1911 scheint er noch nicht so weit zu sein. Hier arbeitet er offenbar weiter an Fragen der menschlichen Gestalt, also genau da, wo das zehnte Kapitel seiner «Anthroposophie» abbricht. Bei diesen Vorträgen handelt es sich sicherlich um «anthroposophische» im Sinne einer Anthroposophie zwischen Anthropologie und Theosophie. Der Duktus seiner unvollendeten Schrift «Anthroposophie» ist aber ein etwas anderer. Insbesondere scheint das «Kreuzungsproblem» hier noch nicht überwunden gewesen zu sein.

relevantes Thema. Auch wenn Steiner dort die Niere nicht eigens erwähnt, schreibt er von dem «Geschmack[s]inhalt, der in sich verbirgt die Fähigkeit, das Gesichtsorgan zu formen.» Folgende Passage aus diesem Notizbuch wurde bereits zitiert: «Man denke sich das Ich des Menschen, so wie es innerlich wahrgenommen wird, entstanden durch Wesen, welche in der Aussenwelt dieses Ich umgeben. Es sei räumlich hinter den Sinneserlebnissen nichts, was aus der Sinneswelt heraus diese Erlebnisse bewirke, sondern es sei geistige Wesenhaftigkeit dahinter, die ähnlich sei dem Ich-Erleben selbst, nur diesem entgegengesetzt.» Steiner fährt dann fort:

«Dann kann man sehen: im Ich-Organismus die Tätigkeit eines hypothetischen Wesens, welches sein Inneres durch diesen Organismus so in sich zurückstrahlt, wie das Ich im Tasterlebnis sein Inneres in sich selbst zurückstrahlt. Im Begriffsorganismus wäre gegeben die Tätigkeit eines hypothetischen Wesens, welches in den menschlichen Begriffen sich durch dieses Organ so erlebt, wie sich der Mensch durch den Lebenssinn erlebt. Im Lautorgan erlebte sich ein hypothetisches Wesen, wie sich der Mensch im Eigenbewegungssinn erlebt.<sup>11</sup> Im Gehörorgan erlebte sich ein solches Wesen, so, wie der Mensch sich im Gleichgewichtssinn erlebt. Im Wärmesinnorgan erlebte ein solches Wesen den Menschen, wie dieser die Umwelt durch den Geruchssinn erlebt. Im Gesicht-

11 Vgl. hierzu Peter Lutzker: «Der Sprachsin. Sprachwahrnehmungen als Sinnesvorgang», 1996, S. 44: Auf die artikulierte Struktur der Wörter reagieren Menschen mit einer exakt synchronisierten Bewegung, die der des Sprechers entspricht («entrainment» genannt). Das wurde von William S. Condon erforscht. «Eines der für Condon selbst bedeutendsten und überraschendsten Ergebnisse dieser einmaligen Untersuchung über die Beziehung zwischen gesprochener Sprache und Bewegung war die Erkenntnis, dass es nicht nur eine stetige und exakte Koordination der Bewegung des Sprechers mit seinen Worten gibt, sondern dass der Hörer sich fast ebenso gut exakt synchron zur artikulierten Struktur der Worte des Sprechers bewegt.» Weiterhin «wurde festgestellt, dass eine Synchronisierung mit Lauten, die nichts mit Sprache zu tun haben, nicht stattfindet. Es wurde auch nachgewiesen, dass es bei einem zwei Tage alten amerikanischen Säugling zu einer Entrainment-Reaktion auf chinesische Sprache kam, während es keine Synchronizität der Bewegung mit Klopfgeräuschen und zusammenhanglosen Vokalen zeigte.» So fasst Peter Lutzker Experimente von William S. Condon und L.W. Sander zusammen, die bereits 1974 in der Zeitschrift «Science» veröffentlicht worden waren.

organ erlebte ein solches Wesen den Menschen, wie dieser die Umwelt durch den Geschmackssinn erlebt. Im Geschmacksorgan erlebte ein solches Wesen den Menschen so, wie dieser die Umwelt im Geschmackserlebnis erlebt. Im Geruchsorgan erlebte das Wesen ein Sinneserlebnis so, dass es dieses Erlebnis als sein Geschmackserlebnis vom Menschen bezeichnen müsste. Damit aber ist die Möglichkeit gegeben, sich in die Sinneserlebnisse hinein Geistiges zu denken, das gewissermaßen so in ihnen steckt, wie der Ich-Mensch in seinen Sinnesorganen; nämlich [...] hinter dem Gesichtserlebnis ein Geistiges mit dem Erlebnis des Geschmackssinnes, hinter dem Geschmackerlebnis ein Geistiges mit dem Erlebnis des Geschmackorgans, das aber sich als Geruchserlebnis entpuppt. Sobald man also das durchdringen würde, was als vermeintlich ausfüllender Stoff angesehen wird, käme man [...] hinter dem Geschmackerlebnis auf Geschmackinhalt, der in sich verbirgt die Fähigkeit, das Gesichtsorgan zu formen.»

Das «Kreuzen» geschieht innerhalb eines Umstülpungsprozesses, der aus mathematischer Perspektive an die Pol-Polare Relation von zentrischem Punkt und Fernebene erinnern könnte; allerdings insofern wesentlich komplizierter, als es hier nicht um geometrische Gebilde, sondern um den lebenden Menschen in seiner Beziehung zur (geistigen) Welt geht.

Im November und Dezember 1910 hielt Rudolf Steiner viele Einzelvorträgen an verschiedensten Orten und endete sein Vortragsjahr in Stuttgart mit einem Zyklus über «Okkulte Geschichte» (GA 126). Am 30. Dezember meldete sich Steiner dann für einen Vortrag beim 4. Internationalen Philosophenkongress in Bologna an. Christoph Lindenberg bemerkt in seiner Steiner Biografie<sup>12</sup>, dass die Niederschrift der «Anthroposophie» stockte und dann «ganz zum Erliegen» kam, «obwohl Rudolf Steiner unter anderem auch im Hinblick auf diese Aufgabe im Frühjahr 1911 seine Vortragstätigkeit stark zurücknahm.» Dass er sich

---

12 Christoph Lindenberg: «Rudolf Steiner. Eine Biographie», Bd. 1, 1997, S. 463.

weiter damit beschäftigte, zeigt auch sein am 8. April 1911 in Bologna gehaltenen Vortrag, in dem er mit philosophischen Begriffen den Kern seiner Umstülpungsbeschäftigung im Rahmen seiner Arbeit an «Anthroposophie» umreißt.

So heißt es dort:

«Eine weitere Verschiebung gegenüber dem einfachen Tatbestande des Bewusstseins geschieht von dem kritischen Idealismus dadurch, dass dieser außer acht lässt, welche faktische Beziehung zwischen dem Erkenntnisinhalte und dem <Ich> besteht. Setzt man nämlich von vornherein voraus, dass das <Ich> mit dem Inhalte der in Ideen und Begriffe gebrachten Weltgesetze außerhalb des Transzendenten stehe, dann wird es eben selbstverständlich, dass dies <Ich> sich nicht überspringen könne, das heißt, stets außerhalb des Transzendenten bleiben müsse. Nun ist aber diese Voraussetzung gegenüber einer vorurteilsfreien Beobachtung der Bewusstseinstatsachen doch nicht festzuhalten. Es soll der Einfachheit halber zunächst hier auf den Inhalt der Weltgesetzlichkeit verwiesen werden, insofern dieser in mathematischen Begriffen und Formeln ausdrückbar ist. Der innere gesetzmäßige Zusammenhang der mathematischen Formeln wird innerhalb des Bewusstseins gewonnen und dann auf die empirischen Tatbestände angewendet. Nun ist kein auffindbarer Unterschied zwischen dem, was im Bewusstsein als mathematischer Begriff lebt, wenn dieses Bewusstsein seinen Inhalt auf einen empirischen Tatbestand bezieht; oder wenn es diesen mathematischen Begriff in rein mathematischem abgezogenen Denken sich vergegenwärtigt. Das heißt aber doch nichts anderes als: das Ich steht mit seiner mathematischen Vorstellung nicht außerhalb der transzendent mathematischen Gesetzmäßigkeit der Dinge, sondern innerhalb. Und man wird deshalb zu einer besseren Vorstellung über das <Ich> erkenntnistheoretisch gelangen, wenn man es nicht innerhalb der Leibesorganisation befindlich vorstellt, und die Eindrücke ihm <von außen> geben lässt; sondern wenn man das <Ich> in die Gesetzmäßigkeit der Dinge selbst verlegt, und in der Leibesorganisation nur etwas wie einen Spiegel sieht, welcher das außer dem Leibe liegende Weben des Ich im Transzendenten dem Ich durch

die organische Leibestätigkeit zurückspiegelt. Hat man sich einmal für das mathematische Denken mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass das ›Ich‹ nicht im Leibe ist, sondern außerhalb desselben und die organische Leibestätigkeit nur den lebendigen Spiegel vorstellt, aus dem das im Transzendenten liegende Leben des ›Ich‹ gespiegelt wird, so kann man diesen Gedanken auch erkenntnistheoretisch begrifflich finden für alles, was im Bewusstseinshorizonte auftritt. – Und man könnte dann nicht mehr sagen, das ›Ich‹ müsse sich selbst überspringen, wenn es in das Transzendente gelangen wollte; sondern man müsste einsehen, dass sich der gewöhnliche empirische Bewusstseinsinhalt zu dem vom menschlichen Wesenskern wahrhaft innerlich durchlebten, wie das Spiegelbild sich zu dem Wesen dessen verhält, der sich in dem Spiegel beschaut.»<sup>13</sup>

Der «vom menschlichen Wesenskern wahrhaft innerlich durchlebte» Bewusstseinsinhalt ist das Bewusstsein eines Wesens, das in «Anthroposophie» noch als ein «hypothetisches Wesen» bezeichnet wird. Es ist das umgestülpte bzw. makrokosmische höhere Ich, das sich im gewöhnlichen empirischen Tagesbewusstsein spiegelt. Dass es sich hierbei letztlich nur um verschiedene Seiten des gleichen Ich handelt, zeigt die Transzendenz mathematischer Beschäftigung. Das «Ich» in der Gesetzmäßigkeit der Dinge, in der Welt als höheres Ich wiederfinden: das ist Kernthema einer Anthroposophie, die bis heute nicht zu Ende geschrieben wurde.

## **Anthroposophie zwischen Theosophie und Anthropologie**

So ist das Wirken Rudolf Steiners im Jahre 1910 eng umrahmt von der Fertigstellung der «Geheimwissenschaft im Umriss» und der Anmeldung zum Philosophen-Kongress in Bologna. In einem Vortrag vom 25. August 1918 weist er auf eine andere Weise auf die Beziehung der Sinneswelt zu den Erlebnissen

---

13 GA 35, S. 138 ff.

des transzendenten Ich und des gesamten Welt-Gedächtnisses hin. Hier würden sich verschiedene «Einsichten in die Menschenwesenheit kreuzen». Bevor er das ausführte, wünschte er sich, «wenn für diese schwierigen Erörterungen nicht nur ein gewisses Über-sich-Ergehen-Lassen waltete, sondern wenn gerade für diese schwierigen Dinge – weil das der gegenwärtigen Menschheit so notwendig wäre – ein bisschen Enthusiasmus, ein bisschen temperamentvolles Eingehen aufzubringen wäre, was ja in einer Gesellschaft der heutigen Zeit so unendlich schwierig ist». Dann schildert er, wie man seine Sinne nach außen richtet. «Da finden Sie durch Ihre Sinne die Außenwelt als eine sinnenfällige ausgebreitet. [...] Nun folgt die schwierige Vorstellung, auf die ich aber schon kommen muss. Alles das, was Sie da anschauen, zeigt sich Ihnen von innen. Denken Sie sich, dass das auch eine Außenseite haben muss. Nun, ich will es schematisch dadurch vor Ihre Seele rufen, dass ich sage: Wenn Sie so hinaus schauen, sehen Sie als Grenze Ihres Schauens das Firmament [...]. Aber jetzt denken Sie sich, Sie könnten flugs da hinausfliegen und könnten da durchfliegen und von der andern Seite gucken, Ihre sinnenfälligen Eindrücke von der andern Seite angucken. [...] Sie würden also das, was sich Ihnen als Farbe zuwendet, von der Rückseite betrachten, das, was sich Ihnen als Ton zuwendet, von der Rückseite betrachten und so weiter; was sich Ihnen als Geruch zuwendet, würden Sie von der Rückseite betrachten, Sie würden von der Rückseite den Geruch in die Nase fassen. Also von der andern Seite denken Sie sich die Weltbetrachtung: wie einen Teppich ausgebreitet die sinnenfälligen Dinge, und nun den Teppich von der andern Seite einmal angesehen. [...] In diesem, was man da [...] sehen würde, steckt erstens alles das drin, was erlebt werden kann zwischen dem Tod und einer neuen Geburt, zweitens alles das, was beschrieben ist in der ‚Geheimwissenschaft im Umriss‘ als Saturn-, Sonnen-, Monden-, Erdenentwicklung und so weiter. Dasjenige liegt da aufgespeichert, was eben verborgen ist für die sinnenfällige Anschauung.»<sup>14</sup>

14 GA 183, S. 84–86.

Auf erste Sicht mag die «Geheimwissenschaft im Umriß» nicht sehr verwandt mit der unvollendeten «Anthroposophie» erscheinen: Saturn-, Sonne und Mondzustände werden dort nicht erwähnt. Kommt man aber zu der Einsicht, dass planetarische Inkarnationszustände der Erde nicht nur (vor)-historisch als Abfolge zu denken sind, sondern auch aktuell als verschiedene Schichten des Seins, ist der Bezug zu den in «Anthroposophie» und den entsprechenden Notizbüchern vorkommenden höheren geistigen Welt, niederen geistigen Welt, astralen und physischen Welt ersichtlich. Entsprechen diese Welten nicht dem Saturn-, Sonne, Mond- und Erdenzustand? Die Sinne als Bezug zur physischen Welt schaffende Organe stehen an erster Stelle (Saturn). Dann kommen die Lebensvorgänge, die aber diesen Bezug zur Welt voraussetzen müssen. Hierzu heißt es im Kapitel «Die Lebensvorgänge» des Fragments: «Vor der Anlage zum Atmungsorgan braucht keine andere zu liegen; es wächst den inneren Gestaltungskräften gemäß. Das Gehörorgan jedoch muss einer schon bestehenden Anlage entgegenwachsen. [...] Damit zeigt sich, dass die Kräfte, welche das Gehörorgan zum Sinneswerkzeug bilden, einer Welt angehören, welche die ursprünglichere oder höhere gegenüber der anderen ist, in welcher die Kräfte liegen, welche als solche sich offenbaren, die vom Leibe heraus sowohl Gehörorgan wie Atmungsorgan bilden.»<sup>15</sup> Leben ist die zweite Stufe, nämlich Sonnenentwicklung. Dann kommt der astralische Mensch auf der Stufe der Mondentwicklung. Somit dürften bereits die «Anthroposophie»-Vorträge von 1909 letztlich einen etwas anderen (und spezifischen) Blick in einen geistigen Bereich werfen, der sehr eng, ja bezüglich des Menschen in seiner Gestaltung sogar zentral mit der Geheimwissenschaft zusammenhängt.

Anthroposophie zwischen Theosophie und Anthropologie: aus dieser Perspektive steht die Geheimwissenschaft zunächst einmal auf der Seite der Theosophie. «Anthroposophie wird den Menschen betrachten, wie er sich vor die physische Beobachtung hinstellt. Doch wird sie die Beobachtungen so pflegen,

---

15 GA 40, S. 51.

dass aus der physischen Tatsache der Hinweis auf einen geistigen Hintergrund gesucht wird. So kann Anthroposophie aus der Anthropologie in die Theosophie hinüberleiten.» So der vorletzte Absatz des ersten Kapitels der «Anthroposophie». Schaut man nicht von der geistigen Welt aus in Richtung Menschwerdung (wie es Steiner in der «Geheimwissenschaft im Umriss» tat), sondern vom gegenwärtigen physischen Menschen aus in Richtung Weltwerdung, entsteht die «Anthroposophie» des Jahres 1910, gewissermaßen als «Geheimwissenschaft» mit veränderten Vorzeichen. Auch das steckt hinter einer Anthroposophie, die noch nicht zu Ende geschrieben wurde.

*Detlef Hardorp*

---

## Marie von Sivers' Notizen zum Vortrag Rudolf Steiners am 12. Januar 1910 in Stockholm über das Wiedererscheinen des Christus im Ätherischen

Eines der herausragenden Motive im Wirken Rudolf Steiners durch das Jahr 1910 hindurch ist die erstmalige Verkündung des Wiedererscheinens der Christuswesenheit in der ätherischen Welt, das sich seinen Aussagen zufolge im zweiten Viertel des 20. Jahrhundert abzuzeichnen beginne. Steiner hat auf dieses zu erwartende Geschehen ab Januar 1910 an vielen Orten Europas in seinen Vorträgen immer wieder neu hingewiesen, vom hohen Norden bis hinab ans Mittelmeer. Sie wurden innerhalb der Rudolf Steiner Gesamtausgabe zusammengefaßt in dem Band «Das Ereignis der Christus-Erscheinung in der ätherischen Welt» (GA 118). Weitere Vorträge, in denen auf dieses Ereignis hingewiesen wurde, finden sich in den Bänden «Wege und Ziele des geistigen Menschen» (GA 125; dort der Vortrag zur Einweihung des Novalis-Zweiges in Straßburg am 23. Januar 1910) sowie «Der Christus-Impuls und die Entwicklung des Ich-Bewußtseins» (GA 116; dort die Berliner Vorträge von Februar bis Mai 1910).

Dieser Prozeß der Verkündung fand in gewisser Weise seinen Abschluß in der Publikation der überarbeiteten drei Vorträge, die Steiner in Kopenhagen zwischen dem 6. und 8. Juni 1911 hielt und die unter dem Titel «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit» im Jahre 1911 mit 2000 Exemplaren in Berlin im Druck erschienen. Dort heißt es im dritten Vortrag: «Denn die Menschen werden nicht dieselben geblieben sein; sie werden reifer geworden sein und den Christus finden, wie ihn Paulus durch das Ereignis von Damaskus, in dieser Beziehung die Zukunft prophetisch voraussehend, in der geistigen Welt gefunden hat. Und wie es in unserer Zeit dieselben großen Lehrer sind, welche schon in der ägyptisch-chaldäischen Kultur die Menschen geleitet haben, so werden sie auch diejenigen sein, welche im zwanzigsten Jahrhundert die Menschen hinaufführen werden zu einem Schauen des Christus, wie ihn Paulus gesehen hat.» (GA 15, S.69)

Der allem Anschein nach erste Vortrag, in welchem Rudolf Steiner auf das kommende Wiedererscheinen des Christus in der ätherischen Welt hinwies, fand im Kontext seines Vortragzyklus über «Das Johannesevangelium und die

drei anderen Evangelien» in Stockholm statt. Allerdings nicht innerhalb dieser Vortragsreihe, sondern als zusätzlicher Vortrag, den er am Nachmittag des 12. Januar um 17.30 Uhr hielt. Dies war zwar eine für Stockholmer Verhältnisse ungewöhnliche Zeit, wie Christoph Lindenberg in seiner «Chronik» eigens vermerkt, aber möglicherweise schon allein durch die Tatsache bedingt, daß am Abend dieses Mittwoch um 20 Uhr ganz regelgerecht der achte der elf Vorträge dieses Zyklus stattzufinden hatte, die Steiner zwischen dem 3. und dem 15. Januar in täglicher Folge hielt, nur unterbrochen durch die öffentlichen Vorträge am 6. und am 9. Januar.

Inwieweit dieser Vortrag kurzfristig einberaumt wurde oder bereits früher angekündigt war, ist heute nicht mehr eindeutig zu ermitteln. Auffällig ist jedoch die zeitliche Koinzidenz dieses Vortrages mit der «Einweihung» des Hindu knaben Jiddu Krishnamurti in der Zeit zwischen dem 10. und dem 12. Januar 1910; der Persönlichkeit also, die von seiten damals führender Theosophen als künftiger Weltenlehrer einen christusgleichen Status beanspruchen sollte. Rudolf Steiner hatte sich solchen Tendenzen gegenüber, die eine physische Wiederverkörperung der Christuswesenheit für möglich hielten, immer klar ausgesprochen, und seine Vorträge über das Wiedererscheinen des Christus in der ätherischen Welt waren immer auch in diesem Kontext als Klärung der Frage zu verstehen gewesen, wie ein solches Wiedererscheinen sachgerecht verstanden werden konnte. Steiner polemisierte nicht gegen etwas, das man auch in äußerlicher Weise als bloßen Irrglauben abtun konnte, sondern stellte dem lediglich die Ergebnisse seiner geisteswissenschaftlichen Forschung zur Seite.

Daß sich diese Ergebnisse nicht nur auf die damals gegenwärtige Situation bezogen, sondern auch und vielleicht noch viel mehr auf die folgenden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, zeigt sein Hinweis auf das Jahr 1933, das «schwarzmagischen Schulen» die Möglichkeit eröffnen sollte, durch «Abgesandte» verführend auf die Menschheit einzuwirken. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat diese hinsichtlich der Jahresangabe auffallend präzise Vorausschau bestätigt.

Von dem Stockholmer Zyklus sind keine stenographischen Nachschriften überliefert, sondern lediglich zusammenfassende Referate in deutscher und in schwedischer Sprache, weshalb er bislang nicht in der Gesamtausgabe veröffentlicht wurde. Von dem zusätzlichen Vortrag am Mittwoch nachmittag ist ebenfalls keine Nachschrift bekannt. Das einzige Dokument, aus dem etwas über den Inhalt dieses bedeutenden Vortrages zu erfahren ist, sind die Blätter mit den wenigen Sätzen, welche Marie von Sivers in ihr Notizbuch schrieb und die hier erstmals vollständig mit entsprechender Transkription veröffentlicht werden.

*Roland Halfen*

2140 12.1.1910 1

3000 v. Chr. fing Kali Yuga  
an, dauerte bis  
1899

} Uebergangszeit

1033 - werden die Menschen  
wieder auftreten mit  
hellseherischen Fähigkeiten,  
die sie auf  
natürl. Weise ent-  
wickeln werden

In dem Zeitpunkt dem  
wir entgegen gehen müssen  
die beginn-hellseher. Fähig-  
keiten befriedigt werden,  
erfahren was sie damit  
anfangen sollen.

Ich bin bei euch alle Tage bis  
an das Ende der Welt  
in aether. Gestalt wird  
Christus erscheinen

### Transkription Seite 1:

3000 vor Christus fing Kali Yuga  
an, dauerte bis  
1899

Uebergangszeit  
1933 - werden die Menschen  
wieder auftreten mit  
hellseherischen Fähig-  
keiten, die sie auf  
natürliche Weise ent-  
wickeln werden.

In dem Zeitpunkt dem  
wir entgegen gehen, müssen  
die beginn-~~n~~[enden] hellseher[ischen] Fähig-  
keiten befriedigt werden  
erfahren, was sie damit  
anfangen sollen.

Ich bin bei euch alle Tage bis  
an das Ende der Welt  
in aether.[ischer] Gestalt wird  
Christus erscheinen.,

2

Der phys[ische] Chr. ist zum  
Geist unserer Erde  
geworden  
das war der Mittel  
punkt, das Hypo-  
mochlion der Erd  
entwicklung  
5 Sendschreiben der  
Ap.: Ich werde kom-  
men, aber gebet acht  
dass Ihr mich nicht  
wiedererkennt

2500 Jahre hat d. Mensch-  
heit um d. hellische  
rischen Gaben  
wieder zu entwickeln  
Um 1933 müssen  
die Ev. in ihrem

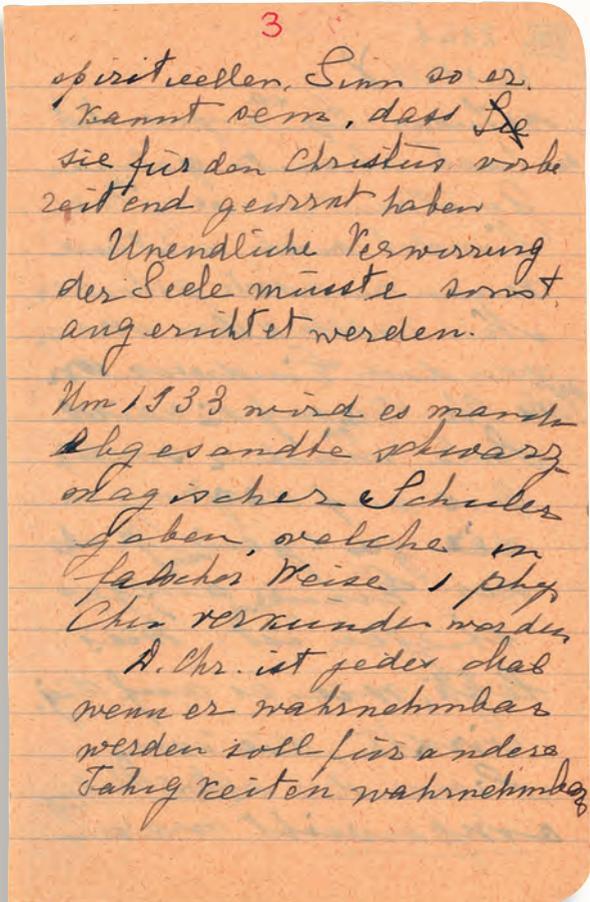
### Transkription Seite 2:

Der phys[ische] Chr.[istus] ist zum  
Geist unserer Erde  
geworden  
das war der Mittel  
punkt, das Hypo-  
mochlion der Erd  
entwicklung.

5 Sendschreiben der  
Ap.[okalypse]: Ich werde kom-  
men, aber ge-bet acht  
dass ihr mich nicht [?] wiedererkennt.

2500 Jahre hat d.[ie] Mensch-  
heit um d.[ie] hellische  
rischen Gaben  
wieder zu entwickeln.

Um 1933 müssen  
die Ev.[angelien] in ihrem



### Transkription Seite 3:

spirituellen Sinn so er  
kann sein, dass Sie sie für den Christus vorbe-  
reitend gewirkt haben.

Unendliche Verwirrung  
der Seele müsste sonst  
angerichtet werden.

Um 1933 wird es manche  
Abgesandte schwarz-  
magischer Schulen  
geben, welche in  
falscher Weise [einen] phys.[ischen] Christus verkünden werden

Der Christus ist jedes Mal  
wenn er wahrnehmbar  
werden soll für andere  
Fähigkeiten wahrnehmbar

---

## Entwürfe von Alexander Strakosch zum Projekt eines Theaterbaus aus dem Jahre 1910

Am 15. August 1910 wurde im Münchner Schauspielhaus das erste Mysteriendrama Rudolf Steiners, «Die Pforte der Einweihung» uraufgeführt. Fast genau ein Jahr zuvor inszenierte Steiner ebenfalls im Münchner Schauspielhaus Edouard Schuré's «Die Kinder des Luzifer», das dort am 22. August gezeigt wurde. Im Zusammenhang mit diesen Aufführungen, die bis zum Jahre 1913 jährlich in München stattfanden, hatte man sich bereits früh Gedanken über ein diesen Aufführungen gemässes Gebäude gemacht. Im Grunde geschah dies sicher schon nach dem Münchner Kongress 1907, bei dem in der eigens hierfür mit mohnrotem Baumwollsatin ausgekleideten und mit gemalter Säulenarchitektur versehenen Tonhalle Edouard Schuré's Eleusis-Drama gezeigt worden war. Marie Steiner berichtete über diese Zeit in ihrem Aufsatz «Über die Mysterienspiele in München und die Anfänge des Baus», wo es heisst: «Damals, im Sommer 1907, gab es einen jungen Menschen unter den über unsere Innendekoration des Kongreßsaales erregten Holländern, der sich mit ganzer Seele hingab – den Eindrücken durch Wort und Bild. Ich kannte ihn noch nicht. Und 1908, an einem Sommerabend in Norwegen, trat er an mich heran und wollte mir die Möglichkeit geben, dem Worte Rudolf Steiners einen ‚Tempel‘ zu bauen. Ich mußte diesem jungen Menschen – es war Marie Elisabeth Waller – auseinandersetzen, was dazu gehöre. Da sah sie ein, daß es nur ein Baustein sein könne. Doch sollte ich sagen, was zu machen wäre – auf dem Gebiete der Kunst. Unsere Wünsche kamen sich entgegen und fanden die Zustimmung Rudolf Steiners. Das Resultat war die Aufführung des Dramas von E. Schuré: Die Kinder des Luzifer im Sommer 1909, und ein Jahr später durften wir das erste Mysteriendrama Rudolf Steiners erleben: Die Pforte der Einweihung.»

Diese Passage wurde oftmals so verstanden, als sei die Idee zum Johannesbau ursprünglich von Mieta Waller ausgegangen. So wurde sie bereits früh von dem fanatischen Arlesheimer Pfarrer Max Kully herangezogen, um damit zu «beweisen», daß der Johannesbau gar nicht die Idee des grossen Meisters gewesen sei, sondern die Idee einer seiner Mitarbeiter, die er sich dann später unter Ver-

schweigen der eigentlichen Umstände zu eigen gemacht habe – eine Sichtweise, die sich in neuerer Zeit – freilich ohne die auffällige und ungeschickte Polemik des Arlesheimer Dorfpfarrers – bei Helmut Zander wiederfindet, der Kully kritiklos als historische Quelle verwendet («Anthroposophie in Deutschland» Bd. 2, S.1066, Anm.13). Nimmt man Marie von Sivers' Formulierung genau, steht dort nichts davon, dass Mieta Waller die Idee zu einem Bau gehabt habe, sondern nur, sie wollte Marie Steiner «die Möglichkeit geben, dem Worte Rudolf Steiners einen ‚Tempel‘ zu bauen.» Bei dieser «Möglichkeit» wird es sich nicht um konzeptionelle Ideen, sondern primär um finanzielle Unterstützung gehandelt haben, denn Mieta Waller war die Tochter eines wohlhabenden Reeders und später diejenige, die nach Helene Röchling am meisten für den Bau des Goetheanum gespendet hat.

Rückblickend äusserte Rudolf Steiner in seinem Vortrag am 23. Januar 1920 in Dornach, der Gedanke eines Doppelkuppelbaues habe sich ihm zuerst 1908 ergeben. Dies könnte im Zusammenhang mit Wallers Angebot stehen, einen solchen Bau finanziell möglich zu machen. Aber es scheint bis zum Jahr 1911, als der Johannesbauverein München gegründet wurde und der damalige Architekt Schmid-Curtius bei seinen Planungen die Idee der Doppelrotunde zu realisieren begann, keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Planung anderer theosophischer Architekturprojekte wie Malsch oder Stuttgart gehabt zu haben. Steiner gab dem Mathematikstudent Ernst August Karl Stockmeyer anlässlich von dessen Anfrage im Jahre 1908 einen ellipsoiden Grundriss für den Modellbau, der daraufhin ab April 1909 in Malsch bei Karlsruhe entstand, und auch der Raum im Untergeschoss des Stuttgarter Logenhauses in der Landhausstrasse, der 1911 gebaut wurde und Malsch zum Vorbild hatte, besaß einen ellipsoiden Grundriss. Dabei muss allerdings auch berücksichtigt werden, dass beide ellipsoide Bauten als genuin esoterische Räume gedacht waren, und beim Stuttgarter Bau derjenige Zweigraum im Erdgeschoss, der aufgrund seiner Bühne auch für kleinere Aufführungen geeignet gewesen wäre, durch die Stockwerktrennung klar separiert war.

Man kann sich gut vorstellen, dass man nach der Aufführung der «Kinder des Luzifer» zu August 1909 im darauffolgenden Jahr durch die Aufführung eines erstmals eigens von Rudolf Steiner verfassten Mysteriendramas einen gewaltigen Fortschritt hin zu einer eigenen Bühnenkunst mit eigenen Stücken gemacht zu haben fühlte, und es liegt daher auch nahe, daß man sich im Umkreis dieser Aufführungen von 1910 nun auch konkreter mit der Umhüllung solcher Aufführungen beschäftigt haben wird, wie es denn auch einige Monate später, noch vor der Aufführung des zweiten Mysteriendramas, in der Gründung des Johannesbauvereins zum Ausdruck kam. Aber schon zuvor, im Jahre 1910 wurde am 26. August in München der «theosophisch-künstlerische Fonds» gegründet, der die Finanzierung der Mysteriendramen und des dafür zu errichtenden Baues sichern sollte.

Ein aus diesem Zusammenhang hervorgegangenes Dokument ist die Zeichnung Alexander Strakoschs vom Juli 1910, in der man den Grundriss und den Längsschnitt eines solchen theaterfähigen Baus samt seiner architektonischen Umgebung erkennen kann. Strakosch war von Beruf her Ingenieur im Eisenbahn- und Wasserbau, besaß jedoch zugleich eine profunde humanistische Bildung und kam daher schon während seiner Studienzeit an der Technischen Hochschule in München in Kontakt mit der dortigen Künstlerszene. Im Kreis um Kandinsky lernte er dessen damalige Schülerin Maria Giesler kennen, die 1906 in Meran seine Frau wurde. Strakosch begegnete Rudolf Steiner 1908 in Berlin zum ersten Mal bei einem Vortrag im Architektenhaus und wurde sogleich von diesem ab 1911 von ihm als technischer Berater in die Planung des Johannesbaus einbezogen. So soll er nach Steiners Angaben ein Modell im Massstab 1:20 verfasst haben, das jedoch beim Brand des Goetheanum vernichtet wurde.

Die beiden zusammengehörigen Blätter sind durch das Kürzel AS VII/1910 als Skizzen Alexander Strakoschs vom Juli 1910 identifizierbar. Beim Längsschnitt fällt zunächst vor allem die Grundstruktur des Zuschauerraums ins

Auge, dessen sieben Säulen mit ihren Kapitellen und den verbindenden Bögen an Malsch erinnern können. Wie der Grundriss zeigt, handelt es sich jedoch nicht um einen ellipsoiden, sondern um einen kreisförmig angelegten Raum. Die Kuppel ist ferner bereits als zweischalige Kuppel angelegt, hier mit einer Laterne am Aussenbau. Auf dem Grundriss findet sich eine Eintragung «ca. 800 Personen».

Auffällig ist ferner, dass der Zuschauerraum relativ detailliert gezeichnet ist, während die andere Hälfte des Baus mit dem Bühnenraum noch ganz rudimentär erscheint. Lediglich eine Kuppel ist angedeutet, aber auf dem Grundriss ist dieser Raum zunächst noch als Rechteckraum angelegt. Doch sieht man auf dem Plan deutlich die nachträgliche Einzeichnung zweier Kreislinien wie einen Vorblick auf die spätere Doppelrotunde.

Der Aussenbau dieses Gebäudes weist ebenfalls rechteckige Grundformen auf, so dass die Kreisform des Zuschauerraumes nach aussen hin nicht in Erscheinung tritt. Die dortigen Räume wurden nicht durchgängig bezeichnet; es finden sich nur vereinzelte Eintragungen wie «ev.[entuell] Buchhandlung», mehrfach «Garderobe», ferner «Treppe zu dem W.C. im Souterrain». Von besonderem Interesse sind zwei rechteckige Räume hinter dem Zuschauerraum. Der eine trägt die Bezeichnung «Kunstsaal / bei Aufführungen Erfrischungsraum» Der andere, als «Loge» bezeichnete Raum von 10 mal 16 Metern, der 230 Sitzplätze haben sollte, ist keine Theaterloge im herkömmlichen Sinn, denn er ist getrennt vom Zuschauerraum und liegt quer zu dessen Ausrichtung. Er zeigt an der Stirnseite einen rechteckigen Gegenstand, eventuell einen Tisch oder eine Art Altar für erkenntniskultische Handlungen der Esoterischen Schule.

Von besonderem Interesse sind ferner die zusätzlichen Beschriftungen, die sich auf das Untergeschoss und die höheren Stockwerke beziehen. Dort heisst es: «Souterrain: Lichtkabinen u.[nd] Küche / Parterre: Chromotherapie / 1. Stock: Chromotherapie / 2. Stock: Generalsekretär / 3. Stock: Logenvorstand / Dachgeschoss: Hausmeister u.[nd] Dienstboten.»



Man kann diesem Grundriss und seinen Beschriftungen einige wesentliche Züge entnehmen, die bereits auf das Konzept des Johannesbaus vorausweisen. Es ist dies vor allem die Verbindung des Theaterraums mit Räumen in der Parterre und im ersten Stock, die medizinisch-therapeutischen Zwecken wie der Chromotherapie gewidmet sein sollten. Hierzu gehören wohl auch die als «Lichtkammern» bezeichneten Räume im Untergeschoss. All dies verweist auf die Arbeit des Arztes Dr. Felix Peipers, der sich ab 1908 auf Anregungen Rudolf Steiners hin mit der Entwicklung der Farbtherapie beschäftigte und für den im Johannesbaukomplex ein eigenes fünfeckiges Gebäude geplant wurde, das exakt an den Himmelsrichtungen orientiert war. Peipers arbeitete ab 1907 als Neurologe in einer kleinen Privatklinik und spielte den Hierophanten in den «Kindern des Luzifer», in den Mysteriendramen den Benedictus. Bei der Malscher Grundsteinlegung anwesend, war er zusammen mit Sophie Stinde bereits ab dem Jahr 1909 auf der Suche nach einem geeigneten Bauplatz; später arbeitete er zusammen mit Stinde im Vorstand des Johannesbauvereins und trug am 20. September 1913 den Grundstein des Dornacher Baus zur Baugrube. Peipers konnte den Weg der anthroposophischen Bewegung nach Dornach leider nicht als praktizierender Arzt mitmachen, da seine Approbation in der Schweiz nicht anerkannt wurde; seine Arbeit in Deutschland wurde durch eine während des Ersten Weltkrieges ausbrechende Lungenkrankheit schwer beeinträchtigt.

*Roland Halfen*

---

## Zur Musik von Rudolf Steiners Mysteriendramen

*Michael Kurtz*

Vor 100 Jahren, am 15. August 1910, erlebte «Die Pforte der Einweihung – Ein Rosenkreuzermysterium durch Rudolf Steiner» mit einer Musik von Adolf Arenson im Schauspielhaus München seine erste Aufführung. Diesem Ereignis waren zwei andere von Rudolf Steiner veranstaltete Theateraufführungen von Werken Edouard Schurés vorausgegangen, «Das heilige Drama von Eleusis» (1907) und «Die Kinder des Luzifer» (1909), zu denen ebenfalls Bühnenmusik komponiert war. Alle diese Musikwerke hatte Rudolf Steiner selbst in Auftrag gegeben.

Um den besonderen Stellenwert, den Steiner im Musikalischen hier suchte, zu verdeutlichen, sei einleitend kurz auf Inhalt und Gestaltung der vier zwischen 1910 und 1913 in der Kunststadt München aufgeführten Mysteriendramen eingegangen; Schurés Werke können dazu als ein Vorspiel gesehen werden<sup>1</sup>. In ihren Inhalten waren diese Dramen für die damalige Theaterwelt neu und revolutionär, wenn sie auch so gut wie nicht beachtet wurden. Das Neue lag in der umfassenden Darstellung des Menschen als Bürger zweier Welten. Im Zentrum der Dramen steht eine nach geistiger Erkenntnis strebende Menschengruppe und ihre lebens- und schicksalsmässigen Verbindungen bis in vergangene Inkarnationen im Mittelalter und im alten Ägypten. Die Schauplätze der Handlung sind nicht nur die «Alltagswelt», sondern auch die «Seelenwelt» und das «Geistgebiet», wie sie in der Meditation verschiedener Personen erlebt werden. Hier treten seelische und geistige Wesen auf: der Hüter der Schwelle, Luzifer und Ahriman, Gedankenwesen, oder aus der Elementarwelt Gnomen und Sylphen. Für seine Mysteriendramen war Steiner sein eigener Regisseur und gab auch Bühnenbilder und Kostüme vor. Gleichzeitig führte er in den Aufführungen verschiedene Künste zusammen: die Anfänge einer neuen Schauspiel- und Sprachkunst sowie der Bewegungskunst Eurythmie; auch Licht und Beleuchtung wurden als künstlerische Gestaltungsmittel eingesetzt, und schließlich die

---

1 Rudolf Steiner hatte beide Werke nach Prosäübersetzungen von Marie von Sivers in freie Rhythmen gebracht.

Musik. Sie war nicht als illustrierende Beigabe, als Pausenmusik während eines Umbaus oder eine den Inhalt kommentierende Komposition gedacht. Denn das Musikalische – und das war Rudolf Steiners Ansatz – kann in seinen Ausdrucksmöglichkeiten über das Wort hinausgehen und etwas zum Erlebnis bringen, «was nur aus der Tonwelt heraus zu empfinden ist.»<sup>2</sup>

Für die Aufführung von Edouard Schurés «Das heilige Drama von Eleusis» am 19. Mai 1907 während des internationalen Theosophischen Kongresses in München hatte Bernhard Stavenhagen (1862–1914) die Musik geschaffen. Rudolf Steiner kannte Stavenhagen noch aus seiner Weimarer Zeit in den 1890er Jahren. Der damals bekannte Pianist, Dirigent und Komponist war Liszts Klavierschüler gewesen und hatte für kurze Zeit am Hoftheater in Weimar als Dirigent gewirkt. In der Planungsphase für die Aufführung des «Eleusis-»Dramas zu Anfang 1907 lebte er in vielfältiger musikalischer Tätigkeit in München und zog kurz darauf nach Genf um. Seine Bühnenmusik zum Drama von Eleusis ist jedoch gegenwärtig nicht mehr auffindbar, so kann über ihren Stil nichts Konkretes gesagt werden. Doch berichtete Marie von Sivers in einem Brief an Edouard Schuré über den Eindruck, den die Musik auf die damaligen Zuhörer gemacht haben soll:

«Herr Stavenhagen [...] hatte seine Musik erst drei Tage vor der Aufführung fertig und zu dem vorgesehenen Schlußchor ist er überhaupt nicht mehr gekommen. Die Musik war jedoch schön; ich weiss nicht, wie es die Ausländer gefunden haben, die Deutschen fanden jedenfalls, dass es «wie Sphärenharmonie» gewesen sei. Und die Schauspielertruppe fand es auch sehr schön: würdig, stark und ätherisch – durchaus religiös.» In den anschließenden Worten spricht Marie von Sivers, die selbst die Hauptrolle der Demeter gespielt hatte, eine weitere Nuance einer solchen Bühnenmusik an, welche die Richtung für Schurés folgendes Werk und Rudolf Steiners Mysteriendramen vorausnimmt: «Ich glaube, dass es für die Dichtung von Vorteil war, dass sie nicht mit Musik gemischt wurde. Durch die

---

2 Rudolf Steiner, «Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte» (GA 122), Vortrag München 16. August 1910, Dornach 1984, S.27.

schönen Vorspiele wurde eine religiös-gesammelte Stimmung hervorgerufen; dann herrschte das Wort allein und die Idee konnte um so klarer hervortreten.»<sup>3</sup>

Rudolf Steiner selbst äusserte sich in grosser Dankbarkeit zu Stavenhagens Musik, als er fünf Monate später am 20. Oktober 1907 auf der sechsten Generalversammlung der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft über den Münchner Kongress berichtete, und widmete ihm und seiner Musik die abschliessenden Worte: «Ausdrücklich aber soll hervorgehoben werden, dass wir zu grossem Danke verpflichtet sind Bernhard Stavenhagen, dem berühmten Pianisten und feinsinnigen Komponisten, der inmitten seiner reichen, drängenden Arbeitslast auf meine Bitte es übernommen hat, den musikalischen Teil der dramatischen Vorführung uns als Gabe zu schenken. Der tiefe Eindruck, den diese Komposition auf alle Teilnehmer übte, wird diesen in bleibender Erinnerung sein. Es wurde allseits der schöne Einklang der musikalischen Schöpfung mit dem Mysterium empfunden.»<sup>4</sup>

Am 22. August 1909 wurde zur Eröffnung von Rudolf Steiners Vortragszyklus «Der Orient im Lichte des Okzidents. Die Kinder des Luzifer und die Brüder Christi»<sup>5</sup> Edouard Schurés Drama «Die Kinder des Luzifer» mit einer Musik von Adolf Arenson aufgeführt. Während des Münchner Kongresses 1907 waren auch verschiedene Kammermusikwerke von Bach bis Hugo Wolf aufgeführt worden; von damals lebenden Komponisten waren Max Bruch und Adolf Arenson (1855–1936) vertreten. Letzterer war einer der beiden Leiter des Stuttgarter Hauptzweiges der Theosophischen Gesellschaft und gehörte dem engeren Kreis von Steiners Esoterischer Schule an. Steiner schätzte ihn als eine der Sache hingeebene Persönlichkeit, auf die er sich verlassen konnte. Arenson war ein begabter sowie gut geschulter Musiker und Komponist

---

3 Vortrag vom 28. Mai 1907, in: Rudolf Steiner, «Bilder okkultur Siegel und Säulen. Der Münchener Kongress Pfingsten 1907 und seine Auswirkungen» (GA 284) Dornach 1993, Textband S.30.

4 Siehe Anm. 2, S.90.

5 GA 113.

der «alten Schule», wie er von sich selbst sagte, und spielte Violine und Klavier sowie verschiedene andere Instrumente. Arenson hatte Kammermusikwerke sowie einige Opern und Operetten komponiert, die auch erfolgreich aufgeführt worden waren. Doch ging er streng mit sich ins Gericht und hat nach eigener Aussage neunzig Prozent seiner Kompositionen vernichtet.

Die Kompositionen zu Schurés «Kinder des Luzifer», die gegenwärtig ebenfalls nicht mehr aufzufinden sind<sup>6</sup>, müssen zu Steiners Zufriedenheit ausgefallen sein. Denn im folgenden Jahr bat er Arenson, für das Mysteriendrama «Die Pforte der Einweihung» Musik zu komponieren.<sup>7</sup> Steiner schrieb den Text zu seinen Dramen immer erst in den wenigen Münchener Vorbereitungswochen, die den Aufführungen vorausgingen. Aufgrund dieser Umstände bekam Arenson kein vollständiges Drama in die Hand, sondern die Musik entstand in direktem Austausch mit Rudolf Steiner. Dies verlief nach eigenen Angaben so, «dass Herr Dr. Steiner durch Vorlesen, durch Schilderung der Szenerie, manchmal sogar durch mimisches Vorführen der Szene in mir eine Stimmung hervorrief, die mir die Szene zu einem Erlebnis werden liess. Es war [...] geradezu eine Zusammenarbeit mit ihm, dessen Ergebnis fast immer darin bestand, dass ich mir beim Fortgehen völlig klar über die Motive zu dem betreffenden Bilde war.»<sup>8</sup>

---

6 Nur ein «Hochzeitslied aus: Die Kinder des Luzifer» liegt gedruckt vor.

7 Im ersten Vortrag des Zyklus «Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte», die sich vom 16. bis 26. August an die Aufführung des ersten Mysteriendramas anschlossen, spricht Rudolf Steiner, als er allen Mitwirkenden der Aufführung dankt, zuerst über Adolf Arenson: «Lassen Sie einmal vor allen Dingen uns des Mannes gedenken, der da, wo es in unseren Reihen gilt, etwas im Sinne der Anthroposophie zu tun, immer mit dem, worauf es ankommt, mit dem vollsten Herzen und seinem ganzen Können auf dem Platze ist, lassen Sie uns unseres lieben Freundes Arenson gedenken, der uns sowohl im vorigen Jahr wie auch diesmal mit seinem schönen musikalischen Können unterstützt hat und der es möglich gemacht hat, dass wir sowohl «Die Kinder des Luzifer» wie auch das, was wir gestern versuchten, an den entsprechenden Stellen in würdiger Weise überleiten konnten in etwas, was nur aus der Tonwelt heraus zu empfinden ist.» Siehe Anm. 1.

8 Brief von Adolf Arenson an Edwin Froböse vom 8. Juni 1928; Rudolf Steiner Archiv, Dornach.

An anderer Stelle berichtet Arenson konkret über Steiners Intentionen für den Charakter der hier geforderten Musik: «Die Musik sollte vielfach die Stimmung der einzelnen Szenen vorbereiten, andererseits hatte sie die Aufgabe, das Erleben der Seelen weiterzuführen, da wo das Wort aufhörte – so im vierten Bilde, im Meditationszimmer, und im zehnten Bilde, das mit dem Erscheinen Luzifers und Ahrimans endet. Für alles das gab mir Herr Dr. Steiner eingehende Schilderungen und wertvolle Winke, so dass ich mit Freude und Vertrauen an die Arbeit ging und auch sie zur Zeit beenden konnte.»<sup>9</sup>

Zu den «wertvollen Winken» gehört etwa die Schilderung Steiners. «dass die Musik für die ahrimanischen Gedankenwesen scharf konturiert und zackig sein sollte und die für die luziferischen schön und zugleich verführerisch» (3. Mysteriendrama 6. Bild) Ein anderes Mal fühlte er (Arenson) sich wie «fortgetragen von der Stimmung der Musik [...] Da legte ihm Rudolf Steiner beide Hände auf die Schultern und sagte zu ihm: Nun gehen sie nach Hause und arbeiten Sie, Herr Arenson; jetzt sind Sie in der richtigen Stimmung.»<sup>10</sup> Diese Anregungen gingen gelegentlich sogar so weit, dass als Arenson für den Auftritt der «anderen Maria» (1. Mysteriendrama 4. Bild) nichts einfallen wollte, ihm Steiner selber den Anfang eines Motivs vorsang.<sup>11</sup>

Wie geistig konkret Rudolf Steiner wahrscheinlich Musik erlebte und bezüglich der Mysteriendramen wusste, was er wollte, illustriert ein Bericht Alexander Strakoschs. Dieser hatte sich mit Beethovens Symphonien über Jahre hinweg beschäftigt und nannte nun in einem Gespräch mit Steiner Beethovens Zweite die «Luzifer-Symphonie». «Hier unterbrach er mich, lebhaft zustimmend, und erzählte, als Adolf Arenson an der Musik für die <Mysteriendramen> gearbeitet

9 Adolf Arenson, Über die Musik zu den Mysteriendramen, in: «Mitteilungsblatt» 5. Jahrgang, Nr. 43, 21. Oktober 1928, S. 166 f.

10 Auguste Unger-Arenson, Adolf Arenson (Manuskript im Rudolf Steiner Archiv Dornach), S. 8.

11 In einem Brief Georg Ungers an Wilfried Hammacher vom 22. Dezember 1996 schreibt ersterer «Nach meiner Erinnerung erzählte mein Grossvater, dass ihm zur <anderen Maria> nichts Befriedigendes einfallen wollte. Da habe Rudolf Steiner ihm andeutungsweise den Anfang eines Motivs vorgesungen.»

habe, hätte er ihm gesagt: ‹Wenn Sie mit der Musik für ‚Luzifers Reich‘ nicht rechtzeitig fertig werden, dann können Sie auch etwas aus der zweiten Beethoven-Symphonie nehmen.›»<sup>12</sup>

Doch betrachtete Arenson seine Musik zu den Mystereindramen stets nur als ein ‹Provisorium› und sagte diesbezüglich zu Steiner, es sei ihm ‹bewusst geworden, welch ein Missverhältnis bestehe zwischen dem Werke und den musikalischen Beigaben – und zwar nicht nur in Bezug auf den selbstverständlichen Abstand im Können, sondern auch in dem Gegensatz des zukunftsweisenden Elements des Dramas zu der einfachen Musik, die ganz in der alten Schule wurzelt.›<sup>13</sup> Arensons Musik war für kleines Orchester komponiert<sup>14</sup> und ist mittlerweile auch auf einer CD eingespielt worden.<sup>15</sup>

Über Rudolf Steiners Wahl von Adolf Arenson als Komponist der ‹alten Schule› könnte man erstaunt sein. Doch gab es für Steiner bezüglich seines künstlerischen Schaffens sowie des Einbeziehens anderer klare Gesichtspunkte. Einmal stellt er deutlich heraus, dass ein neu begonnener künstlerischer Impuls nicht gleich in seiner Vollkommenheit auftreten kann und sagt hierzu in seinem Berner Vortrag ‹Der Baugedanke des Goetheanum› am 29. Juni 1921: ‹Wenn irgend etwas in Angriff genommen werden muss, so muss es eben einmal in Angriff genommen werden, so gut man es gerade in diesem Zeitpunkte kann. Man lernt ja eigentlich, indem man so etwas aufführt, erst die eigentlichen Gesetze seines Wesens kennen. Das

---

12 Alexander Strakosch, ‹Lebenswege mit Rudolf Steiner. Erinnerungen› (Pioniere der Anthroposophie Band XIII), Dornach 1994, S. 40. Das Gespräch ist dort ungenau datiert als ‹Februar 1912 in Klagenfurt›.

13 Siehe Anm. 5.

14 4 erste, 3 zweite Geigen, 2 Bratschen, 2 Celli und 1 Bass. Orgel (dies wurde in München und bei Aufführungen im zweiten Goetheanum ersetzt durch ein Meisterharmonium Schiedmayer), Klavier, Celesta, Flöte, Klarinette, 2 Trompeten, 3 Posaunen, Tuba und Schlagzeug.

15 Adolf Arenson, Musik zu den Mystereindramen Rudolf Steiners, Orchestre de Chambre Romand der Berne, Leitung: Andreas Apostolou, Orgel: Philippe Laubscher, Parzival 800 201-2. [www.parzifal.ch](http://www.parzifal.ch)

ist etwas, was nun einmal die Schicksalsgesetze des geistigen Lebens, des geistigen Fortschritts sind.»<sup>16</sup>

Das zweite betrifft die Einschätzung Steiners für andere Künstler, die er in Werkprojekte einbezieht. So berichtet die Malerin Margarita Woloschina von einem Gespräch mit ihm, in welchem sie Schurés Dramen als «grobe Illustrationen, aber keine Kunst» beurteilt. Steiner antwortet darauf: «Es wäre falsch zu glauben, dass, wenn ich seine Sachen aufführen lasse, dies auch bedeuten würde, dass sie mir gefallen. Aber anderes gibt es zur Zeit nicht, und den Menschen ist es nötig. [...] Wenn ich eine beschauliche Natur wäre wie Sie, so würde ich nicht anders gesprochen haben. Ich verstehe sie sehr gut – aber ich muss wirken.»<sup>17</sup> Weil Steiner «wirken musste», wartete er nicht auf ein zu erhoffendes Optimum, sondern wählte aus seinem konkreten Umkreis die künstlerischen Persönlichkeiten aus, denen er vertraute. Und diese besaßen eine bestimmte Begabung und Intention.

Dazu kommt als letztes, dass Steiner insbesondere Künstler suchte, die «den Mut hatten, sich auf geisteswissenschaftlichen Boden» zu stellen. Dies äusserte er gegenüber Assja Turgenieff in einem Gespräch über zeitgenössische Malerei und Dichtung. In Bezug auf die Musik, für die er ab 1915 fragmentarische Anregungen gab, gilt das zweifellos auch. Rudolf Steiner: «Bei einem Dichter, mag er auch noch so unvollkommen sein, schätze ich, wenn er die Einsicht und den Mut hat, sich auf geisteswissenschaftlichen Boden zu stellen. [...] Das grösste Interesse aber hat die geistige Welt daran, dass es Geisteswissenschaftler gäbe. Daran arbeitet sie. Und aus dem werden neue Impulse in alles künstlerische Leben kommen.»<sup>18</sup> Das spricht im Konkreten das Bemühen an, den Schulungsweg für seine Kunst fruchtbar zu machen, so weit das möglich ist. Bei einem Kom-

---

16 Vortrag vom 29. Juni 1921 in Bern, in: Rudolf Steiner, «Der Bagedanke des Goetheanum», Stuttgart 1958, S.24.

17 Margarita Woloschin, Aus Tagebuchaufzeichnungen (Kassel, 5. Juni 1909), in: Erika Beltle und Kurt Vierl (Hg.), «Erinnerungen an Rudolf Steiner», Stuttgart 1979, S.57f.

18 Rudolf Steiner, «Die Goetheanum-Fenster. Sprache des Lichts», Dornach 1996, Textband S.55 f.

ponisten der Generation Arenson hat dies nicht in Bezug auf seine musikalische Sprache Folgen gezeigt. Doch trotz der «alten Schule» zeigte er sich im Rahmen der oben geschilderten Zusammenarbeit als fähig, etwas zu schaffen, was Steiner schätzte. Denn bei der späteren Einrichtung der Orgel im ersten Goetheanum, das ja aus dem Impuls eines Baus für die Mysteriendramen entstanden war, vertraute Steiner Arenson mit der Disposition des Instruments und sagte, so Arenson, «ich solle dabei berücksichtigen, dass meine Musik zu den Mysterienspielen die richtige Anordnung erfahre.»<sup>19</sup>

Abschliessend sei bemerkt, dass zeitgleich mit Rudolf Steiners Mysteriendramen auch drei bedeutende Komponisten der frühen Moderne in musikalische Werken – wenn auch auf andere und ganz individuelle Art – mit dem Thema «der Mensch als Bürger zweier Welten» konkret umgingen. Es sind drei grosse Werk-Utopien, welche die Schwelle von der sinnlichen zur übersinnlichen Welt in ihren Inhalten und Texten thematisieren. Doch sind alle drei nur in Skizzen oder Fragmenten überliefert: die «Universe Symphony – Weltall Symphonie» von Charles Ives (1874–1954), welche mit mehreren Orchestern und Chören in der Natur Neu-Englands aufgeführt werden sollte, ferner Arnold Schönbergs (1874–1951) unvollendetes Oratorium «Die Jakobsleiter», das für den Konzertsaal komponiert war. Und schliesslich Alexander Skrjabin (1872–1915) monumental geplantes Gesamtkunstwerk «Mysterium», das eine Sonderstellung innehat. Es war Skrjamins Intention, in einem «theurgischen Akt» die Entwicklung der Menschheit einen Schritt weiter zum Geistigen zu bringen. Das Werk sollte als einmaliger Akt in einer sieben Tage dauernden künstlerisch-religiösen Aufführung, die alle Künste umfassen sollte, die Entwicklung der sieben Wurzelrassen – zelebrieren. Für Skrjabin war Helena Petrovna Blavatskys «Geheimlehre» so etwas wie ein

---

19 Aus dem Nachlass Adolf Arenson im Rudolf Steiner Archiv, Dornach, Schreibmaschinen-Manuskript: Adolf Arenson (als Verfasser:) Clarita Benkendorf-Arenson, Auguste Unger-Arenson, Hans Arenson, S. 3.

Handbuch, wenn er auch nicht mit allem übereinstimmte.<sup>20</sup> Der Aufführungsort sollte ein kugelförmiges Auditorium sein, zu dem zwölf Eingänge führten; erbaut in Indien als der «Wiege der europäischen Kultur». Doch diesen hochfliegenden Plänen setzten der erste Weltkrieg und der frühe Tod des Komponisten ein Ende.

Dass alle diese Werke nur Skizzen und Fragmente geblieben sind, hängt sicherlich mit der gewaltigen Herausforderung solcher Themen zusammen. Außerdem stand die Generation Ives', Schönbergs und Skrjamins musikalisch in einer Zeit des Umbruchs von der «alten Schule» zur frühen Moderne. Sie waren experimentierend auf der Suche nach neuen musikalischen Mitteln.

Rudolf Steiners Mysteriendramen sind – wenn man so will – auch Fragmente geblieben, denn nur vier des auf zwölf Dramen angelegten Zyklus wurden vollendet. Auch hier wirkten die Zeitumstände verhindernd. Zunächst wurden durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs Schreiben und Aufführung des Dramas in München unmöglich gemacht. Das damals anstehende fünfte Drama sollte in einem Rückblick das Leben der Protagonisten im alten Griechenland, in den Orphischen Mysterien und am Kastalischen Quell von Delphi zum Inhalt haben. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde die erste Aufführung der Mysteriendramen für den Sommer 1923 im Goetheanum geplant. Dazu hatte Rudolf Steiner schon die australische Komponistin Elsie Hamilton (1880–1964), die mit ihm 1921 in Dornach Kontakt aufgenommen hatte, um Musik gebeten. Hamilton komponierte in erweiterter Tonalität, auf Grundlage der von Kathleen Schlesinger erforschten «prä-aristotelischen» griechischen Aulos-Skalen<sup>21</sup> (einer differenzierten Skalen- und Tonwelt von sieben verschiedenen Sekund-Intervallen – kleiner Halbton bis zum übergrossen Ganzton).

---

20 Leonid Sabanejew, «Alexander Skrjabin. Werk und Gedankenwelt», Berlin 2006, S. 34–57.

Sigfried Schibli, «Alexander Skrjabin und seine Musik. Grenzüberschreitungen eines prometheischen Geistes», München/Zürich 1983, insbesondere der dritte Teil des Buches: Skrjamins philosophisches Denken, S. 265–363.

21 Kathleen Schlesinger, «The Greek Aulos», London 1939.

Doch wurde durch den Brand des Goetheanum zum Jahreswechsel 1922/23 der Aufführungsort zerstört. So blieb das Drama weiterhin ungeschrieben, und die Musik wurde nie komponiert.

---

# Rudolf Steiners Darstellung der Reinkarnation in dem Zyklus «Okkulte Geschichte» von 1910

*Andreas Neider*

Im Dezember 1910 sind es 100 Jahre, dass Rudolf Steiner den Zyklus über «Okkulte Geschichte» gehalten hat. Daher soll in nachfolgendem Aufsatz den Entstehungsmomenten und einigen inneren Motiven dieses Zyklus genauer nachgegangen werden.

## **Reinkarnation**

Der Stuttgarter Zyklus «Okkulte Geschichte» hängt aufs engste zusammen mit Rudolf Steiners Auffassung des Reinkarnationsgedankens. Diese steht am Anfang (1902/03) und am Ende (1923/24) seines anthroposophischen Wirkens. Dazwischen aber, Ende Dezember 1910, also genau vor 100 Jahren, greift er das große Thema einmalig in Stuttgart auf: der Zusammenhang von Geschichte und Reinkarnation. Im Stuttgarter Zyklus stellt er in dieser Form erstmalig den Zusammenhang mehrerer Inkarnationen historisch bedeutender Persönlichkeiten dar. Im Zentrum stehen dabei Aristoteles und Alexander, die bis auf ihre Inkarnation als Eabani und Gilgamesch zurück verfolgt werden.

Das Thema «Reinkarnation und Geschichte», das im Zentrum des Stuttgarter Zyklus steht, wird erstmalig im Oktober 1903 angeschlagen, während der ersten Generalversammlung der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft. Hier taucht auch zum ersten Mal der Begriff der «Okkulten Geschichte» auf, indem Steiner darstellt, was die Reinkarnation im Hinblick auf die Entwicklung der Geschichte bedeutet: «Denn das ist der Weg, den dieses höhere Leben nimmt: es fließt in die höheren Selbste der führenden Geister, und diese teilen es ihren Brüdern mit. Von Verkörperung zu Verkörperung entwickeln sich die höheren Selbste der Menschen, und da lernen sie immer mehr, ihr eigenes Selbst zum Missionar des göttlichen Weltenplanes zu machen.» (GA 88, S. 190)

Steiner geht hier von einer Betrachtung der Geschichte aus, die bei näherem Hinsehen wie eine Fortsetzung der Anschauungen Gotthold Ephraim Lessings erscheint, und gegen Ende seines Lebens weist Rudolf Steiner auch darauf hin, wenn er Lessing als Vorläufer eben jener 1903 begonnenen okkulten Geschichts-

forschung darstellt: «Mit monumental klingenden Sätzen wird [von Lessing] darauf hingewiesen, wie das geschichtliche Werden der Menschheit nur dadurch begreiflich ist, dass die einzelne menschliche Individualität durch wiederholte Erdenleben durchgeht und damit dasjenige, was in einer Epoche der menschlichen Entwicklung erlebt und getan werden kann, in eine nächstfolgende Epoche herüberträgt. [...] Der Faden, der damals in Anknüpfung an Lessings «Erziehung des Menschengeschlechts» in die deutsche Geistesentwicklung hätte eingeführt werden können, ist nicht fortgesetzt worden; er ist abgerissen worden. [...] als wir damals in Berlin vor jetzt mehr als zwei Jahrzehnten daran gingen, innerhalb der Theosophischen Gesellschaft die anthroposophische Arbeit zu beginnen, [...] da war auf dem Programm angekündigt von mir als einer der ersten Vorträge, die gehalten werden sollten: «Über praktische Karma-Übungen». Damals hatte es sich darum gehandelt, die Karma-Idee sofort mit einer solchen inneren Impulsivität in die anthroposophische Bewegung einzufügen, dass sie gewissermaßen eines der großen Leitmotive hätte werden können, aus denen sich die anthroposophische Bewegung entwickelte.» (GA 240, 9.4.1923, S.101 ff.)

Die Reinkarnation als Grundgesetz der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit zu verstehen, darum war es Lessing, der sich dabei von Spinoza inspiriert fühlte, gegangen, und darum ging es nun ab 1902/03 auch Rudolf Steiner.<sup>1</sup> Dieses Reinkarnationsverständnis unterscheidet sich deutlich von einem östlich-theosophischen, und gerade deshalb war es Rudolf Steiner so wichtig.

Diesen Unterschied schildert Rudolf Steiner 1911 in dem Zyklus «Von Jesus zu Christus» sehr eindrücklich: «Über eines müssen wir uns aber klar sein: es besteht ein gewaltiger Unterschied, nicht in der Idee von den wiederholten Erdenleben selbst, sondern zwischen der Art und Weise, wie man rein in Gedanken im Abendlande zu dieser Idee gekommen ist, und zwischen dem Wege, wie zum Beispiel der Buddhismus diese Idee vertritt. Da ist es schon interessant, ei-

---

1 Vgl. dazu meinen Aufsatz: «Die Globalisierung im Zeichen des Reinkarnationsgedankens» in: «Anthroposophie», Michaeli 2009.

nen Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie Lessing in seiner ‹Erziehung des Menschengeschlechts› auf diese Idee der wiederholten Erdenleben gekommen ist. [...] Denn im tieferen Sinne liegt für Lessing folgendes zugrunde: Wenn eine Seele zur Zeit des Alten Testaments verkörpert war, so hat sie aufgenommen, was sie damals aufnehmen konnte; wenn sie dann in einer späteren Zeit wieder erscheint, so trägt sie die Früchte dieses vorangegangenen Lebens hinüber in das nächste, die Früchte des zweiten Lebens wieder in das folgende und so fort. So greifen die aufeinanderfolgenden Stufen in die Entwicklung ein. Und was sich eine Seele erringt, das hat diese Seele nicht bloß für sich, sondern für die ganze Menschheit errungen. Die Menschheit wird ein großer Organismus, und die Reinkarnation wird für Lessing notwendig, damit das ganze Menschengeschlecht vorrücken kann. So ist es die geschichtliche Entwicklung, die Angelegenheit der ganzen Menschheit, von der Lessing ausgeht und getrieben wird zur Anerkennung der Reinkarnation.

Anders ist es, wenn wir dieselbe Idee im Buddhismus aufsuchen. Da hat es der Mensch mit sich zu tun, mit seiner eigenen Psyche bloß. Da sagt sich die einzelne Seele: Ich bin versetzt in die Welt der Maja; die Begierde hat mich in die Welt der Maja gebracht, und in den aufeinanderfolgenden Inkarnationen befreie ich mich als einzelne Seele von den irdischen Inkarnationen! – Da ist es eine Angelegenheit der einzelnen Individualität; da ist der Blick gerichtet auf diese einzelne Individualität.

Das ist der große Unterschied im Wege: ob man die Sache von innen ansieht, wie im Buddhismus, oder von außen, wie Lessing, der die ganze Menschheitsentwicklung überblickt. Überall kommt dasselbe heraus, aber der Weg ist ein ganz anderer gewesen im Abendlande. Während sich der Buddhist beschränkt auf eine Angelegenheit der einzelnen individuellen Seele, ist der Blick des abendländischen Menschen gerichtet auf die Angelegenheit der ganzen Menschheit; der abendländische Mensch fühlt sich mit allen Menschen verbunden als einem einheitlichen Organismus.

Was hat denn dem abendländischen Menschen diese Notwendigkeit beigebracht, nicht nur an den einzelnen Menschen zu denken, sondern bei den wichtigsten Angelegenheiten immer im Auge zu haben, dass man es mit den Angelegenheiten der gesamten Menschheit zu tun hat?

Diese Notwendigkeit ist in ihm dadurch entstanden, dass er in seine Gemütsphäre, in seine Gefühlswelt aufgenommen hat die Worte des Christus Jesus von der menschlichen Verbrüderung über alle Nationalitäten, über alle Rassencharaktere hinweg, von der gesamten Menschheit als eines großen Organismus.» (GA 131, S.62 ff.)

Um diese Form von Reinkarnationsanschauung ging es Rudolf Steiner von Anfang an, aber 1902/03 war es noch nicht möglich, mit dieser Anschauung durchzudringen. Ein zweiter Versuch fand nun im Dezember 1910 im Zusammenhang mit der Grundsteinlegung des Stuttgarter Zweighauses in der Landhausstraße am 3. 1. 1911 statt. Hier wurde nun am Beispiel des Aristoteles deutlich gemacht, dass es eine höhere Form der Reinkarnation gibt, die nicht mehr auf das Einzelschicksal, auf die Selbstentwicklung hinschaut, sondern auf das Menschheitsschicksal.

Steiner macht hier zunächst darauf aufmerksam, wie in den alten Mythen das Zusammenwirken der geistigen Welt mit irdischem Geschehen dargestellt ist, wie im Laufe der Geschichte aber das Wirken hierarchischer Wesenheiten immer mehr zurücktritt zugunsten des Wirkens der Einzelindividualität. Am Beispiel des Aristoteles macht er aber zugleich deutlich, dass es bei bestimmten historisch bedeutsamen Individualitäten nicht darauf ankomme, dass diese sich selbst verwirklichen. So erfuhr die Individualität des Aristoteles durch ihre Einweihung in die griechischen Mysterien eine besondere Mission:

«In solchen Mysterien wurden in der Seele namentlich jene Empfindungen, jene Impulse erregt, die geeignet waren, von Grund aus allen Egoismus auszurotten aus der Seele. Es wurde der Seele klargemacht, wie sie im Grunde genommen immer egoistisch sein muß, wenn sie im physischen Leibe verkörpert ist.

Es wurde der ganze Umfang und die ganze Bedeutung des Egoismus für den physischen Plan sozusagen in Impulsen auf die entsprechende Seele abgeladen. Und tief, tief zerknirscht fühlte sich eine solche Seele, die sich sagen musste: Ich habe bisher nichts anderes gekannt als den Egoismus, ich kann ja im physischen Leibe gar nichts anderes sein als ein Egoist. Ja, weit ist eine solche Seele entfernt worden von dem billigen Standpunkte solcher Menschen, die als jedes zweite Wort im Munde führen: Ich will ja die Sache nicht für mich, sondern für einen anderen. Den Egoismus zu überwinden und den Zug nach dem Allgemeinen und Kosmischen sich anzueignen, ist nicht so leicht, wie mancher sich vorstellt. Diesem Aneignen muss vorangehen eine völlige Niederschmetterung der Seele über den Umfang des Egoismus in den Impulsen dieser Seele. Mitleid mit allem Menschlichen, mit allem Kosmischen musste die Seele lernen in den Mysterien, die ich da meine, Mitleid durch die Überwindung des physischen Planes. Dann konnte man von ihr hoffen, dass sie wieder heruntertragen würde aus den höheren Welten das wahrhafte Mitgefühl für alles Lebendige und alles Seiende.» (GA 126, 60)

Und eine Abschattierung dieses Erlebens ergab sich für Aristoteles dann in seiner Auffassung der griechischen Tragödie: «Er konnte deshalb die Theorie der Tragödie geben, weil er aus solchen Erinnerungen heraus beim Anschauen der griechischen Tragödie darauf kam, wie in dieser ein Nachklang ist, gleichsam ein äußeres, auf den physischen Plan herausgetragenes Nachspiel der Mysterien-erziehung, wo die Seele durch Mitleid und Furcht geläutert wird.» (GA 126, 61)

### **Okkulte Geschichte**

Der Titel des Stuttgarter Vortragszyklus tauchte erstmals bereits 1903 auf. Was hatte Rudolf Steiner in jenem anfangs schon zitierten Vortrag vom 18. Oktober 1903 genauer gemeint, wenn er dort von der Reinkarnation ganz bestimmter Individualitäten, die in theosophischen Zusammenhängen als «Meister» bezeichnet wurden, spricht?

Hier zeigt sich nun etwas sehr Merkwürdiges. Denn bei genauerem Hinsehen bemerken wir, dass er in diesem Vortrag, der uns leider nur als kurzes Autoreferat vorliegt, direkt an H. P. Blavatsky anschließt, indem er ausführt: «Durch die Begründerin der Theosophischen Gesellschaft ist uns die <Geheimlehre> geschenkt worden, in welcher nach zwei Seiten hin die Grundlage gelegt wird für eine Lösung der großen Rätselfragen des Daseins. In einer umfassenden Weltentstehungslehre (Kosmogogenesis) wird der Plan gezeigt, nach dem sich aus den geistigen Urmächten des Universums heraus der Schauplatz entwickelt hat, auf dem der Mensch seinem irdischen Wandel obliegt. Aus einem zweiten Bande (Anthropogenesis) ersehen wir, welche Stufen der Mensch selbst durchgemacht hat, bis er zu einem Gliede der gegenwärtigen Rasse geworden ist. Es wird von der Entwicklung der theosophischen Bewegung abhängen, davon, wann sie einen gewissen Zustand der Reife erlangt haben wird, in welcher Zeit uns dieselben geistigen Kräfte, die uns die großen Wahrheiten der beiden ersten Bände beschert haben, uns auch den dritten [Band] geben werden. Dieser wird die tieferen Gesetze für das enthalten, was uns, der Außenseite nach, die sogenannte <Weltgeschichte> bietet. Er wird sich mit der <okkulten Geschichtsforschung> beschäftigen.» (GA 88, S. 189)

Die Geheimlehre H. P. Blavatskys war 1888 von ihr selbst in eben jenen von Rudolf Steiner genannten zwei Bänden publiziert worden. Nach ihrem Tode aber hatte Annie Besant 1897 einen dritten Band bereits zusammengestellt, der den Titel «Esoterik» trug. Diesen dritten Band muss Rudolf Steiner gekannt haben. Dennoch stellt er diesem einen neuen «dritten Band» entgegen und nennt diesen «Okkulte Geschichtsforschung». Das erscheint zunächst rätselhaft, stellte sich Rudolf Steiner 1903 doch offiziell ganz in den Dienst der theosophischen Gesellschaft, deren Präsidentin eben jene Annie Besant war.

Was liegt hier vor? Warum knüpft Rudolf Steiner mit der «Okkulten Geschichtsforschung» an Blavatsky an? Dazu findet sich die Antwort erstaunlicherweise in dem Zyklus zur «Okkulten Geschichte» im Vortrag vom 29. 12. 1910.

Denn hier kommt Steiner im Zusammenhang mit seiner Darstellung der «Okkulten Geschichte» erneut auf H. P. Blavatsky zu sprechen:

«Aber in bezug auf das, was hier entwickelt worden ist, möchte ich Ihnen eine Stelle aus den späteren Schriften der Blavatsky vorlesen, wo sie auf die ›Entschleierte Isis‹, ihr ältestes okkultes Werk, hinweist. Da möchte ich die folgende Stelle Ihnen vorlesen [...]: ›Außer dem beständigen Wiederholen der alten stets bestehenden Tatsache von Reinkarnation und Karma – und zwar in der Art, wie es die älteste Wissenschaft der Welt, nicht der Spiritismus von heute, gelehrt hat – sollten die Okkultisten eine zyklische und mit der Evolution Schritt haltende Reinkarnation lehren: jene Art der Wiedergeburt, geheimnisvoll und noch unverständlich für die vielen, die nichts wissen von jener Geschichte der Welt, auf welche wir vorsichtig hingewiesen haben in der ›Entschleierten Isis‹. Eine allgemeine Wiedergeburt für jedes Individuum mit Zwischenpausen von Kamaloka und Devachan, und eine zyklische bewusste Inkarnation mit einem großen und göttlichen Ziel für Wenige. Jene großen Charaktere, die in der Geschichte der Menschheit gleich Riesen emporragen, wie Siddharta Buddha und Jesus auf geistigem Gebiet, wie Alexander von Mazedonien und Napoleon der Große auf dem Gebiete physischer Eroberungen, sind nichts als widergespiegelte Bilder großer Urbilder, welche existierten – nicht vor zehntausend Jahren, wie in der ›Entschleierten Isis‹ vorsichtig erwähnt wurde –, sondern während Millionen von aufeinanderfolgenden Jahren, vom Beginne des Manvantara an. Denn wie oben erklärt wurde – mit Ausnahme der wirklichen Avataras sind diese Abbilder ihrer Urbilder, ein jedes entsprechend seiner eigenen Eltern-Flamme, dieselben ungebrochenen Strahlen (Monadern), genannt Devas, Dhyan Chohans oder Dhyan Buddhas oder auch Planetengeister und so weiter, die durch äonenlange Ewigkeit gleich ihren Urbildern leuchten. Nach ihrem Bilde werden einige Menschen geboren, und wenn irgendein besonderes humanitäres Ziel in Aussicht genommen ist, werden diese letzteren hypostatisch beseelt von ihren göttlichen Urbildern,

die immer wieder hervorgebracht werden durch die geheimnisvollen Mächte, welche die Schicksale der Welt leiten und lenken.»

Wie gesagt, ich ergreife gerne die Gelegenheit, um die Übereinstimmung dessen, was wir in unmittelbarer Gegenwart erforschen können, mit dem, was in gewisser Beziehung ursprüngliche Offenbarung war, hervorzuheben. Sie wissen ja, dass es Grundsatz hier ist, in gewisser Hinsicht treu festzuhalten an den Traditionen der theosophischen Bewegung; dass aber auch nichts ungeprüft hier wiederholt wird, das betone ich ausdrücklich; darauf kommt es an. Wo eine Übereinstimmung des Erkannten mit anderem betont werden kann, soll es wegen der Kontinuität der Theosophischen Gesellschaft scharf hervorgehoben werden, der Gerechtigkeit gemäß; aber ungeprüft soll nichts einfach wiederholt werden. Das hängt mit der Mission zusammen, die wir gerade innerhalb unserer deutschen theosophischen Bewegung haben – eben den eigenen Einschlag hineinzutragen, den individuellen Einschlag in diese theosophische Bewegung. Aber gerade solche Beispiele können Ihnen ein Bild davon geben, wie unbegründet das Vorurteil ist, das da und dort hervorwächst, als ob wir durchaus in den Dingen immer etwas anderes haben wollten. Wir arbeiten treu weiter, wir kramen nicht sozusagen immerfort die alten Dogmen aus, wir prüfen auch das, was heute von anderer Seite geboten wird. Und wir vertreten das, was mit dem besten okkulten Gewissen gesagt werden kann auf Grundlage der ursprünglichen okkulten Forschungen und der Methoden, die uns überliefert sind durch unsere eigenen heiligen Überlieferungen des Rosenkreuzes.» (GA 126, 58 f.)

Die Stelle, die Rudolf Steiner hier von H. P. Blavatsky zitiert, steht nun aber in jenem von Annie Besant 1897 herausgegebenen dritten Band auf Seite 370. Daraus kann man nun Folgendes schließen: Bereits 1903, wo er auf den dritten Band der «Geheimlehre» zu sprechen kommt, ging es Rudolf Steiner darum, an das «Rosenkreuzerische», das von Blavatsky am Anfang ihres Wirkens ausgegangen war und das er in den Vorträgen über Christian Rosenkreuz 1911 in Neuchâtel auf den ersten Band der entschleierte Isis beschränkt sah, anzu-

knüpfen. Besant hatte nämlich in jenem dritten Band der «Geheimlehre» die ihr von Blavatsky hinterlassenen Aufsätze neu angeordnet. Sie betont in ihrem Vorwort, dass es ihr schwer gefallen sei, eine solche Ordnung überhaupt herzustellen. Offensichtlich hat Rudolf Steiner nun in dem von ihm aus dem dritten Band der «Geheimlehre» zitierten Aufsatz noch einen Bestandteil jener ursprünglich rosenkreuzerischen Inspiration Blavatskys entdeckt, den er, so lassen es seine Aussagen von 1910 vermuten, wohl als Keimzelle jener «Okkulten Geschichtsforschung», mit der er 1903 begonnen hatte, betrachtete: «Erst wenn Sie die Geschichte so betrachten, können Sie sehen, was die Persönlichkeit und was die überpersönlichen Mächte für das geschichtliche Leben bedeuten, wie da etwas hereinspielt in die individuellen Inkarnationen, was Frau Blavatsky nennt das Zusammenspiel von persönlichen individuellen Inkarnationen, und dem, was sie schildert, indem sie sagt: «Aber neben der alten stets bestehenden Tatsache von Reinkarnation und Karma sollten die Okkultisten eine zyklische und mit der Evolution Schritt haltende Reinkarnation verkünden» und so weiter. [...] Das also, was da steht als eine Offenbarung dessen, was Blavatsky in ihrer ersten Zeit aus den Rosenkreuzermysterien heraus sagte, das ist durchaus zu kontrollieren und festzustellen durch ursprüngliche Forschungen. Daraus aber werden Sie sehen, dass jene bequeme Art, die eine Inkarnation immer nur als die Wirkung einer vorhergehenden Verkörperung auffasst, wesentlich modifiziert wird. Und Sie werden begreifen, dass Reinkarnation eine viel kompliziertere Tatsachenwelt ist, als man gewöhnlich annimmt, und dass wir sie vollkommen nur dann verstehen, wenn wir den Menschen angliedern an eine höhere überphysische Welt, die fortwährend in unsere Welt herein wirkt.» (GA 126, 62f.)

### **Das Wirken der Meister**

Worin aber bestand nun jene rosenkreuzerische Inspiration? Das erkennt man dann, wenn man den Zusammenhang von Rudolf Steiners Reinkarnationsanschauung

mit derjenigen von Lessing zusammenhält, auf die bereits oben hingewiesen worden ist. Und auf ihrer Grundlage erst versteht man nun das, was Rudolf Steiner ab 1903 als «Okkulte Geschichte» und als das Wirken der «Meister» bezeichnet hat.

Diese inkarnieren sich, wie Rudolf Steiner in Anknüpfung an Blavatsky betont, nicht mehr unbewusst, sondern «bewußt» bzw. «zyklisch». Was heißt das aber? In dem Kapitel «Leben und Tod. Der große Hüter der Schwelle» in seinem Grundwerk «Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?» wurde dieser Gesichtspunkt bereits dargestellt:

«Bisher hast du nur dich selbst erlöst, nun kannst du als ein Befreiter alle deine Genossen in der Sinneswelt mit befreien. Als Einzelner hast du bis heute gestrebt; nun gliedere dich ein in das Ganze, damit du nicht nur dich mitbringst in die übersinnliche Welt, sondern alles andere, was in der sinnlichen vorhanden ist. [...] Als einzelner Befreiter möchtest du immerhin schon heute in das Reich des Übersinnlichen eingehen. Dann aber würdest du hinabschauen müssen auf die noch unerlösten Wesen der Sinnenwelt. Und du hättest dein Schicksal von dem Ihrigen getrennt. Aber ihr seid alle miteinander verbunden. Ihr musstet alle hinabsteigen in die Sinnenwelt, um aus ihr heraufzuholen die Kräfte für eine höhere. Würdest du dich von ihnen trennen, so missbrauchtest du die Kräfte, die du doch nur in Gemeinschaft mit ihnen hast entwickeln können. Wären sie nicht hinabgestiegen, so hättest es auch du nicht können; ohne sie fehlten dir die Kräfte zu deinem übersinnlichen Dasein. Du musst diese Kräfte, die du mit ihnen errungen hast, auch mit ihnen teilen.» (GA 10, S.211 f.)

Beim Lesen dieser Stelle versteht man nun genauer, aus welchen Gesichtspunkten heraus die Eingeweihten, die «Meister» wirken. Sie betrachten die Menschheit als einen Organismus, in dem sie selbst nun bewusst eine ganz bestimmte Aufgabe zu erfüllen haben und sich damit vollkommen selbstlos, den Egoismus hinter sich lassend, in den Dienst der Menschheit stellen.

Der Zyklus «Okkulte Geschichte» schildert also erstmals ausführlich und sehr anschaulich, wie solche «bewußten» bzw. «zyklischen» Wiederverkör-

perungen zustande gekommen sind und sich historisch ausgewirkt haben. Im Zentrum steht dabei jene Reinkarnationsreihe, die in Gilgamesch und Eabani ihren Ausgangspunkt genommen hat. Rudolf Steiner kam es dabei darauf an – und daran spiegelt sich in der Zeit von 1903 bis zur Trennung 1912/13 die ganze Auseinandersetzung innerhalb der theosophischen Gesellschaft um die christliche Ausrichtung der von Rudolf Steiner begründeten Anthroposophie – eben die christliche Ausrichtung dieses Wirkens der «Meister» darzustellen.

Dieser Aspekt tritt bereits am 31. Mai 1909 beim Budapester Kongress der Theosophischen Gesellschaft in den beiden gegeneinander gerichteten Vorträgen von Rudolf Steiner und Annie Besant deutlich hervor. Rudolf Steiner führt hier unter dem Titel «Von Buddha zu Christus» am Ende des Vortrages aus:

«Solche Menschen, die sich hinauf ringen können zu den Höhen der spirituellen Weisheit und Liebe, sie sind Kandidaten für die Kopien des Ich des Jesus von Nazareth, sie sind dann die Christus-Träger, die wahren Christophoren. Sie sollen auf dieser Erde die Vorbereiter sein für sein Wiedererscheinen.

Kraft gibt uns das für unser Wirken in die Zukunft hinein, wenn wir wissen, welche Individualitäten hinter der Mission bedeutsamer Menschen stehen. Es gibt eine Möglichkeit der Prüfung dieser Tatsachen. Erforschen kann nicht jeder das, was hinter den Kulissen der physischen Welt vor sich geht, prüfen aber das Erforschte, das kann jeder an den heiligen Schriften vor und nach der christlichen Zeit. Und es können diese Tatsachen dem Verständnis aufleuchten. Sie werden uns dann zu spirituellem Lebensblut.» (GA 109, S. 154)

Zuvor hatte er über das Prinzip der «Spirituellen Ökonomie» gesprochen, das im Wesentlichen darin besteht, dass «Abbilder» oder «Kopien» der Wesensglieder des Christus-Jesus, seines Ätherleibes, seines Astralleibes und eben auch seines Ich auf dafür geeignete Persönlichkeiten im Laufe der Geschichte übergehen. Dadurch lässt sich das Wirken der «Meister» im anthroposophischen Sinne erst richtig verstehen.

Der Zyklus «Okkulte Geschichte» rückt also nicht nur das christliche Verständnis der Reinkarnation im oben gemeinten Sinne ins Bewusstsein, er versucht auch auf die christlich-rosenkreuzerischen Ursprünge H.P.Blavatskys hinzuweisen, um damit der theosophischen Arbeit die Richtung im Hinblick auf dieses christliche Reinkarnationsverständnis zu geben.

Warum erfolgten diese Ausführungen ausgerechnet in Stuttgart? Die im Anschluss an den Zyklus «Okkulte Geschichte» am 3. Januar 1911 erfolgte Grundsteinlegung des ersten Zweighauses der späteren Anthroposophischen Gesellschaft macht deutlich, dass die Stuttgarter Mitglieder, allen voran Carl Unger, Adolf Arenson, und José del Monte, besonders an einer auch äußerlich sichtbaren Verkörperung der Anthroposophie interessiert waren. Sie wollten im Sinne eines neuen Tempelbaues, wohl auch auf der Grundlage ihrer jüdischen Herkunft, den physischen Leib für die Anthroposophie und die neuen christlichen Mysterien zubereiten. Möglicherweise, das soll hier als These ausgesprochen werden, konnte Rudolf Steiner zu diesem weihnachtlichen Zeitpunkt und in diesem Umfeld also besonders deutlich über die Geheimnisse der Wiederverkörperung im christlichen Sinne sprechen.

Erst bei der Grundsteinlegung des «geistigen Goetheanum» zu Weihnachten 1923, wo es erneut um einen Tempelbau, dieses Mal aber um einen geistigen Tempel ging, taucht die Betrachtung der Weltgeschichte und derselben Inkarnationsreihe wie 1910 «in anthroposophischer Beleuchtung» wieder auf. Jetzt aber werden die Mitglieder der neu gegründeten Gesellschaft, indem Rudolf Steiner selbst deren Vorsitz übernimmt, in diese zukünftige, selbstlose Art des geschichtlichen Wirkens mit hinein gerufen: «Und der rechte Boden, in den wir den heutigen Grundstein hinein verlegen müssen, der rechte Boden, das sind unsere Herzen in ihrem harmonischen Zusammenwirken, in ihrem guten, von Liebe durchdrungenen Willen, gemeinsam das anthroposophische Wollen durch die Welt zu tragen. Das wird uns wie mahnend entgegen strahlen können aus dem Gedankenlichte, das uns von dem dodekaedrischen Liebesstein,

den wir in unsere Herzen heute versenken wollen, jederzeit entgegen strahlen kann.

Das, meine lieben Freunde, wollen wir nur so recht in unsere Seele aufnehmen. Damit wollen wir unsere Seele erwärmen, damit wollen wir unsere Seele erleuchten. Und wir wollen bewahren diese Seelenwärme und dieses Seelenlicht, das wir heute aus gutem Willen in unsere Herzen eingepflanzt haben.

Wir pflanzen es ein, meine lieben Freunde, in einem Augenblicke, da das wirklich die Welt verstehende Menschen-Erinnern zurückblickt zu jenem Punkte der Menschheitsentwicklung in der Zeiten-Wende, wo aus der Finsternis der Nacht und aus der Finsternis des moralischen Menschheitsempfindens, einschlagend wie das Himmelslicht, geboren worden ist das zum Christus gewordene Gotteswesen, das in die Menschheit eingezogene Geisteswesen.» (GA 260, 64f.)

Hiermit schließt sich der Kreis, mit dem Rudolf Steiner das Prinzip der «Okkulten Geschichte», die Zusammenführung des Christentums mit dem Reinkarnationsgedanken, wie sie zuerst in der Lessingschen «Erziehung des Menschengeschlechts» aufleuchtete, zur Vollendung bringen konnte: Das Wirken des Einzelnen im Dienste eines Höheren, eines Menschheitlichen, wie es Rudolf Steiner durch seine Inkarnationen hindurch vorgelebt hatte, sollte von nun an, für alle die sich diesem Impuls verbinden wollen, zum Zivilisationsprinzip werden.

Sinnes-Welten

Phänomenologisch-anthroposophische Zugänge zu den zwölf  
Sinnen und ihren Erfahrungsfeldern

*Dietrich Rapp / Hans-Christian Zehnter*

*Dornach, Januar 2011*

<i>Inhalt</i> .....	
Einleitung .....	2
Die vier unteren Sinne	
Der Tastsinn .....	7
Lebenssinn .....	11
Bewegungssinn.....	18
Gleichgewichtssinn .....	22
Zusammenschau auf ästhetischer Beobachtungsebene .....	27
Geborgenheit auf dem Erdenplan. Eine Zusammenfassung .....	30

## Einleitung

Der Mensch lernt durch seine Sinne die physische Welt als Sphäre sinnlicher Erscheinungen kennen. Um dieses Sinnes-Verhältnis phänomenologisch zu beschreiben, lassen wir die *Sinneswahrnehmung* unberührt und nehmen sie unvoreingenommen und vorurteilsfrei, indem wir uns jedes Urteils enthalten, als ein gegebenes Element unmittelbar hin. Wir gehen also theoretisch voraussetzungslos auf die Sinneswelt ein und unterstellen ihr nicht eine (Reiz-Reaktion-)Kausalrelation, wonach eine Sinneswahrnehmung durch die physikalische oder chemische Einwirkung einer an sich bestehenden (unbekannten) Welt auf die Sinnesorgane zustande käme und somit eine physiologisch und psychologisch organisiertes Abbild dieser Welt repräsentiere. Wir setzen also die physische Welt nicht derart voraus, dass in der Sinneswahrnehmung eine abbildliche Wirkung von ihr vorläge; sondern wir realisieren die Welt erst in freier Einstellung zu ihr als Erscheinungszusammenhang aller Sinneswahrnehmungen: „Das sinnenfällige Weltbild ist die Summe sich metamorphosierender Wahrnehmungsinhalte ohne eine zugrunde liegende Materie.“<sup>1</sup>

Die Sinneswahrnehmungen bilden also erst die sinnlich-physische Welt, und zwar in der Form der Gegebenheit, in der wir sie unmittelbar hinnehmen, als <wahr> nehmen können. Für gewöhnlich, im alltäglichen Bewusstsein, tun wir das nicht: wir durchsetzen und prägen die Wahrnehmungen durch eingefahrene Urteilstgewohnheiten mit unseren Vorstellungen. Wir müssen uns also erst in die Lage versetzen, Wahrnehmungen in ihrer unverstellten reinen Form (als reine Wahrnehmungen) zu gewahren, indem wir uns entschließen, auf jede Bestimmung des rein Gegebenen durch Vorstellungen, Begriffe, Erinnerungen, Gefühle, Intentionen etc., die wir durch eigene (subjektive) Tätigkeiten hervorbringen, zu verzichten. „Reine Erfahrung ist die Form der Wirklichkeit, in der diese uns erscheint, wenn wir ihr mit vollständiger Entäußerung unseres Selbstes entgegentreten.“<sup>2</sup> Die „erste Gestalt“, in der die Welt uns da (objektiv) gegenübertritt, „steht fertig vor uns. Wir haben an ihrem Zustandekommen keinen Anteil“, indem wir jeden Eingriff oder Einfluss auf sie unterlassen.

„Entäußerung unseres Selbstes“ meint zunächst den Verzicht auf jede bestimmende Eigentätigkeit. Metaphorisch gelesen besagt dieser Ausdruck auch, dass das Selbst sich seines inneren, subjektiven Zentrums, dessen es sich in denkerischer Eigentätigkeit inne ist, begibt und sich ganz <ent-äußert>, gewissermaßen <nach außen> tritt, um die Wahrnehmungen <vor Ort> zu gewahren: Es ist dort, wo es wahrnimmt: im gegebenen Inhalt der Wahrnehmung.

---

<sup>1</sup> Rudolf Steiner: <Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften> (GA 1, 1884-1897), Kap. XVI, <Goethe als Dichter und Denker>, 2. <Das Urphänomen>, S. 274.

<sup>2</sup> Rudolf Steiner: <Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung> (GA 2, 1886), S. 28.

Ja, in seelischer Beobachtung werden wir gewahr, dass die „Entäußerung des Selbstes“ nicht nur die Bedingung für das unverstellte, selbstlose, reine Wahrnehmen ist, sondern für das Wahrnehmen überhaupt: Indem das entäußerte Selbst seine Aufmerksamkeit auf den gegebenen Inhalt lenkt und es mit seiner ihm eigenen Selbstgewissheit durchdringt, leuchtet er auf, erscheint und offenbart sich als bewusste, objektive Wahrnehmung. Sich seiner selbst gewiss, in ruhiger, selbstloser Haltung, erfährt das Selbst «außer sich» den Wahrnehmungsinhalt, wie er aus sich selbst erscheint, das «Phänomen». Und dieses leuchtet in dem Maße auf, als das Ich mit seiner ihm eigenen Helligkeit aufmerksam bei ihm ankommt. Dies äußert sich in dem Grad der Deutlichkeit und Genauigkeit der Wahrnehmung. Je intensiver wir beobachten, umso deutlicher ist das Phänomen. Wir sind näher bei ihm.

Das Ich bildet schlicht, selbst-entäußert, – ohne weitere Intention oder Produktion, indem es seine immer schaffende Tätigkeit der Selbstschöpfung (Tathandlung) zurückhält – die Aufmerksamkeitsquelle. Ja, es ist in dieser sich zurückhaltenden Selbsttätigkeit selbst die Aufmerksamkeit, die reine Präsenz, in der jede Wahrnehmung gegenwärtig ist und ihre Erscheinungsinhalte von sich her offenbart. Man kann die Handlung, in der das Ich seine Tätigkeit stehen lässt – wie einen Lichtstrahl hell in sich selbst zum Stehen bringt –, vom Sehensinn her metaphorisch für alle Sinne «Blick» nennen, wobei dessen Richtung nicht nur vom «sehenden» Ich zum «gesehenen» Objekt geht, sondern zugleich vom «Gesehenen», wo ja das aufmerksame Ich sich befindet, gewissermaßen zurück zum «sehenden» Ich, dem es gegeben ist und das es aufnimmt (wahrnimmt). Das Zugleich der beiden gegenwärtigen Strahl- oder «Blick»-Richtungen bildet die Gewähr, dass ich der objektiven Wahrnehmung (mir) gewiss bin; dass ich ihrer inne bin, indem ich dabei bin, wo sie von sich her erscheint.

Dieses Inne- bzw. Dabeisein ist die *Sinnesempfindung*, das bewusste Haben der Wahrnehmung. Sinnliches Wahrnehmen ist, menschenkundlich gesprochen, eine Tätigkeit des Ich in der *Empfindungsseele*. Deren Erlebnisse sind begrenzt durch die Tatsache des Gegebenseins ihrer Inhalte durch die Sinne: Ich *empfinde* genau das, was ich (als gegeben) *wahrnehme* (zum Beispiel das Rot, das ich wahrnehme, in seiner Röte, die ich empfinde). Diese Begrenzung der Empfindungsseele geht vom *Empfindungsleib* aus; er (ein übersinnlicher Leib, der seinen physischen Ausdruck in der Sinnesorganisation hat) bildet ihre funktionelle Grenze, an der ihre Erlebnisse auf die gegebenen Wahrnehmungen eingeschränkt bzw. in diesen positiv aufgehen.<sup>3</sup> (Das Erlebnis des «schönen», ja schon «warmen» Rot ist ein *Gefühl* und überschreitet die reine, unmittelbare Empfindung des Gegebenen).

Aus der Kulturepoche, die menschheitsgeschichtlich die Entwicklung und Bildung, die Inauguration und Kultivierung der Empfindungsseele zur Aufgabe hatte, der altägyptischen,

---

<sup>3</sup> Siehe Rudolf Steiner: «Theosophie» (GA 9, 1904), Kap. «Das Wesen des Menschen», S. 42.

stammt ein Denkmal, das die Initiation des Blicks künstlerisch zur Anschauung bringt, eine Sitzstatue des Königs Chephren (um 2600 v. Chr.). Sie interpretiert auf tief sinnige Weise, was die stiftende Tiefe jedes Sinnes ist am Beispiel des Blicks. Frontal gesehen dominiert, in sich gefasst und konzentriert, zur reinen Aufmerksamkeit gebündelt, der wache, klare, feste, ruhige Blick in die unendliche Sinnesweite (Blick auf der Höhe des Horizontes). Entsprechend fällt das Horchen auf durch die mit den Maatwedeln erweiterten Ohren.



Das Geheimnis dieses aufmerksamen Blicks ist seine Initiation: durch den *Horusfalcken*. Von vorne, wo der Blick in die Sinneswelt dominiert, unsichtbar, gewahren wir ihn jedoch von der Seite (*in obliquo* – ein Ausdruck für die seelische Beobachtung, die «schräg» von der Seite, gewissermaßen über die Schulter die blickende Tätigkeit sieht). Der Pharaon zeigt sich als eingeweiht in das Wesen des Blicks durch den Meister des Hell-Sehens, den Falken. Der Horusfalke befähigt, aus der übersinnlichen Welt kommend, zur geistig-seelischen Ich-Kraft der Aufmerksamkeit im Blick. Der Falke scheint gerade, mit noch gespreiteten Schwingen von hinten auf Kopfhöhe, zu landen und legt seine Flügel, die ihn aus dem Geiste herantrugen, beruhigt um das Haupt, es fest umspannend, kaum mehr ein Wehen ihres geistigen Fluges mitführend. Jede geistige Inspiration zurückhaltend, weckt er die reine Aufmerksamkeit im Blick nach vorne auf die Welt, die sich geistfrei sinnlich entfaltet. Der Blick des Pharaon, aufs Unendliche des sinnlichen Horizonts gerichtet, bildet das Prinzip, das Initium der Wahrnehmung der Weltinhalte innerhalb dieses Horizonts. Aufgespannt von den Flügeln des Falken, die flugberuhigt von den übersinnlichen Hintergründen abschirmen und die zugleich die «Netzhaute» des Blickes aufspannen, erscheint die Sinneswelt, umhüllt von dieser geistigen Obhut, der reinen, selbstlosen Aufmerksamkeit. In dieser Initiation des aufmerksamen Blicks liegt die Geistigkeit, der spirituelle Hintergrund jeder Sinneserfahrung, die im Blick nach vorne, gewissermaßen ohne Rück-Sicht, die geistfreie Sinneswelt ergreift.

Die Sinne des Menschen bilden die Organe für die „Entäußerung des Selbstes“ in die physische Welt. Rudolf Steiner gibt die folgende Definition: „In anthroposophischer Beleuchtung darf alles dasjenige ein menschlicher Sinn genannt werden, was den Menschen dazu veranlasst, das Dasein eines Gegenstandes oder Vorganges so anzuerkennen, dass er dieses Dasein in die physische Welt zu versetzen berechtigt ist.“<sup>4</sup> In dieser sehr allgemein gehaltenen, inhaltlich voraussetzungslosen und offenen Definition wird nichts über Wesen und Umfang der Sinne ausgesagt, sondern nur über deren Funktion: dass sie Realitäten als physische Erscheinungen vermitteln. Das entspricht der oben angeführten, weniger ontologischen als phänomenologischen Beschreibung, dass die Sinne die physische Welt als Gesamtheit ihrer Wahrnehmungen erschließen, aus denen sie zugleich vollumfänglich besteht („ohne zugrunde liegende Materie“).

Die anthroposophische Geisteswissenschaft beschreibt zwölf Sinne des Menschen, die zwölf verschiedene, unabhängige Felder der physischen Welt eröffnen. Vor 100 Jahren, 1909/1910, gibt Rudolf Steiner eine erste Darstellung, die er in den folgenden zwölf Jahren immer weiter entwickelt.<sup>5</sup>

Trotz der sehr weitreichenden und tiefgehenden Forschungen Rudolf Steiners ist die anthroposophische Sinneslehre methodisch wie systematisch ein Torso geblieben, man könnte auch sagen: ein Forschungsprojekt, das seiner Ausführung harret. Zwar gibt es zahlreiche Anläufe von anthroposophischen Wissenschaftlern, diesen Torso zu vervollständigen; aber diese zeitigten in vielen Teilen kontroverse und ungesicherte, gelegentlich auch wenig haltbare Anschauungen, denen die Sicherheit des methodischen Zugangs fehlt: die voraussetzungslose, erkenntnistheoretisch geführte (kritische) Beobachtung der reinen Wahrnehmung. Durch diesen Mangel werden die Sinnesfelder mit Eigenschaften belegt, die weniger durch Wahrnehmungen gegeben als durch Vorstellungen (Vor-Urteile aus alltäglicher Gewohnheit im Umgang mit den Sinneseindrücken) oktroyiert sind. Sie werden in seelische und geistige Bereiche überdehnt und verlieren die Konturen ihrer spezifisch sinnlichen Offenbarungen.

Niemand ist gefeit vor diesen Verschleierungen, besonders in den für gewöhnlich wenig wach betretenen Sinnesfeldern (wie die der unteren und oberen Sinne, deren Eindrücke auf uns zwar unterbewusst einwirken, die wir aber nicht als reine Wahrnehmungen bewusst zur Kenntnis nehmen). Dieser Ohnmacht eingedenk, wollen wir im folgenden möglichst in kleinen Schritten vorgehen, die wir durch differenzierte Beobachtungen und ihre kritische Prüfung, inwiefern jeweils reine Wahrnehmungen vorliegen, verantworten können. Das setzt freilich die aktive

---

<sup>4</sup> Rudolf Steiner: Anthroposophie. Ein Fragment aus dem Jahr 1910 (GA 45), Kap. II: Der Mensch als Sinnesorganismus.

<sup>5</sup> Eine gute Übersicht über diese Forschungsentwicklung gibt der Sammelband: Rudolf Steiner: <Zur Sinneslehre>, Thementaschenbuch Bd. 3, hrsg. von Christoph Lindenberg (1990), Stuttgart 2004.

Mitbeobachtung des Lesers voraus, den wir damit zur kritischen Kontrolle und Anregung, Ergänzung beziehungsweise Kontroverse einladen.

Jedem der zwölf Sinne – wir beginnen mit den vier unteren – sei ein Abschnitt gewidmet. Wir zielen mit diesem Sinnes-Parcour immer wieder auf die reine Erfahrung ab, die wir mit seelischer Beobachtung begleiten und überwachen. Diese rein phänomenologische Darstellung der zwölf Sinnesfelder verzichtet – bis auf gelegentliche Hinweise auf menschenkundliche Grundlagen – auf theoretische Begründungen, insbesondere auf eine Ableitung der Sinneswahrnehmungen aus der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane. Sie möchte deren rein gegebenen Erscheinungen unverstellt als «wahr nehmen». Das ist aufgrund der vielfach und zumeist unbemerkt besetzten Beobachtungen und der Unendlichkeit der Sinnesfülle ein notwendig fragmentarischer, offener Versuch, der Ergänzungen erbittet, insbesondere hinsichtlich konkreter Beobachtungen.

## DIE VIER UNTEREN SINNE

### Der Tastsinn

Der Tastsinn ist der tiefste der unteren Sinne, indem er den Menschen in seinen physischen Leib einhüllt und birgt und damit sein Dasein in der physischen Welt begründet, genauer: ertastet. Seine Wahrnehmungen bestehen in den eigenleiblichen Empfindungen auf der leiblichen Grenzfläche, die als ‹Haut› den Leib umschließt. Diese Empfindungen entfalten sich in den Berührungen mit physischen Gegenständen und umhüllen den Menschen, die Gegenstände dabei ausgrenzend, mit dem Erlebnis des leiblich geschlossenen, integren Daseins im physischen Leib. Über diese Integrität, die Unversehrtheit der Leibeshülle wacht der Tastsinn. Bei einer Hautverletzung (Verwundung) reißt die schützende Hülle auf und mit ihr die Organgrundlage des Tastsinns. Insofern ist der Wundschmerz letztlich keine Wahrnehmung des Tastsinns, sondern dessen Überreizung und Verletzung, mit der der Mensch aus der bergenden Ruhe einer reinen Tastwahrnehmung gerissen wird. Rudolf Steiner macht deutlich: „Wenn Sie tasten, stoßen Sie zwar an den äußeren Gegenstand, aber Sie kommen nicht hinein in den äußeren Gegenstand. Wenn Sie an einer Nadel sich stoßen, so sagen Sie, die Nadel ist spitz, Sie kommen selbstverständlich nicht hinein in die Spitze, wenn Sie bloß tasten, sonst stechen Sie sich, aber das ist ja nicht mehr Tasten.“<sup>6</sup>

Man mache sich klar, wie ununterbrochen wir von den Empfindungen des Tastsinns erfüllt sind! Es ist wortwörtlich so, wie Henning Köhler sagt: „Das ganze Leben ist in Hülle und Fülle von Tasterlebnissen durchwoben.“<sup>7</sup> Ja, die ‹Hülle› der Tastempfindungen auf der Körperoberfläche schenkt die ‹Fülle› des Daseinserlebnisses im Leib, der uns birgt und trägt. Man bedenke, wie umhüllend und umfassend die Tastempfindungen unserem Wachbewusstsein allgegenwärtig sind: auf den Fußsohlen beim Stehen und Gehen, im Gegenwind auf dem Gesicht, über der ganzen Körperoberfläche beim Schwimmen oder beim Bewegen in Kleidern, beim Augenzwinkern, in der Mundhöhle und auf der Zunge beim Essen, auf dem Rücken beim Anlehnen oder in der Hand beim grüßenden Handschlag. Wo diese Empfindungen ausfallen, verlieren wir unser physisches Dasein.<sup>8</sup>

Machen wir uns klar: Bei jeder Berührung von Gegenständen, deren Oberflächen wir ‹tasten›, fühlen wir uns selbst in der eigenen Haut geborgen. Das scheinbare ‹Ertasten› der Beschaffenheit

---

<sup>6</sup> Rudolf Steiner: Das Rätsel des Menschen (GA 170), Vortrag vom 12. August 1916.

<sup>7</sup> Henning Köhler: Von ängstlichen, traurigen und unruhigen Kindern, Stuttgart 1994, S. 58.

<sup>8</sup> Oliver Sacks beschreibt eindrücklich einen solchen Fall in seiner Fallsammlung: Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte, Reinbek 1987.

von Körperoberflächen ist nicht das primäre Erleben des Tastsinns. Das, was wir primär in der Haut empfinden, projizieren wir dann durch ein Urteil über den Fernsinn des Sehens auf die Gegenstände und bilden uns bestimmte Vorstellungen von der Oberflächenbeschaffenheit (die wir, meist in visuellen Repräsentationen wie glatt, rau, rund, spitz etc., erst sekundär den Gegenständen zuschreiben, etwa im Urteil: «Ich finde beim Druck auf einen Körper starken Widerstand, *also* ist er hart»). Die genaue Beobachtung zeigt: Über die verschiedenen Oberflächen streichend – ob Glas, Holz oder Teppich, ob Harz, Honig oder Wasser –, stets berühren wir diese so, dass wir uns in unserer eigenen Oberfläche, der Haut, empfinden. Jene «ertasteten» unterschiedlichen Qualitäten gehen uns als Eigenempfindlichkeiten auf. Sie sind Arten des Eingehülltseins, des In-sich-Gehülltseins. Man könnten nun meinen, dass solche Erfahrungen ja auch etwas über die berührende/berührte Sache aussagen: Je nachdem, was ich berühre, erlebe ich unterschiedliche Befindlichkeiten meiner Selbst. Man kann den Tastsinn durchaus in diesem Sinne für einen Erkenntnisprozess einsetzen; allerdings geht man dann dabei über die reine Wahrnehmung des Tastens hinaus. Die Ausrichtung des Tastsinns ist eben auf die Selbsterfahrung durch das Berührtsein durch ein anderes gerichtet. Er ist ein Eigen-, ein Innensinn und kein Außensinn, wie das grundsätzlich für die unteren Sinne gilt. Je nach Qualität des im Tasten Erlebten erschließt sich auch eine andere Art dieser leibhaften Selbsterfahrung.

Qualitäten, die wir dabei ausmachen und dem Tastsinn als Wahrnehmungen zusprechen, sind zum Beispiel:

weich, plastisch, elastisch	hart, undurchdringlich
rau, schorfig (Terracotta)	glatt (Glas)
samten, seiden	metallen
glitschig, klebrig, flüssig, zäh, ziehig	fest, trocken
Sog	Druck
stumpf, rund	spitz, scharf, schneidend
perforiert	höckrig
kitzelig, juckend	stechend, brennend

Manche Ausdrücke sind uneigentliche, indirekte Umschreibungen der Tastsinn-Wahrnehmungen aus anderen Sinnesbereichen, meist visualisierende Projektionen auf äußere Beschaffenheiten. Galilei stieß auf dieses Problem bei einem Selbstexperiment: Er fragte sich, ob die kitzelige Empfindung auf der Fußsohle, wenn diese von einer Gänsefeder berührt wird, denn eine Eigenschaft dieser Feder sei?! Man kann dieses Experiment noch weitertreiben: Was nehme ich denn von einer Nadelspitze wahr, wenn ich sie nur leicht auf die Handfläche setze, dann fester

aufdrücke bis zum Einstich? Das ganze Erfahrungs-panorama vom Kitzel bis zum Schmerz kann nicht objektives Merkmal ein und desselben Gegenstandes, der Nadel, sein. Offensichtlich ist die Tastempfindung auch abhängig von der Art der Zuwendung und Berührung der <ertasteten> Gegenstände. Wie ich auf diese zugehe, mit welcher Kraft und Bewegung ich mich ihnen aussetze und sie aneigne, prüfe ich im Widerstand, den sie auf mich ausüben. Diese Rückwirkung spüre ich auf der Berührungsfläche der Haut als Tastempfindung.

Die genaue Beobachtung dessen, was der Tastsinn unmittelbar erschließt, zeigt, dass die Tast-Wahrnehmungen eigenleibliche Empfindungen innerhalb unserer Haut sind. Reflektiert an den berührten, ertasteten Oberflächen der Gegenstände, empfinden wir uns selbst in der berührenden Hautoberfläche. Innerhalb der tast-empfindenden Haut ist der Mensch da, ein „im Raum begrenztes leibliches Selbst“ (Köhler) in seinem physischen Dasein <lokalisiert>. Hier im Organ der sensitiven Haut wird die begrenzende Funktion des Empfindungsleibes handgreiflich.

Es gibt auch mehr in das Seelische gehende Umschreibungen der polaren Qualitäten:

einbeziehend, einhüllend, nachgiebig	ausgrenzend, widerständig
(wohltuende, warme) Resonanz	(unbehagliche, kalte) Abweisung
(sympathischer) Einklang	(antipathische) Widerständigkeit
lustvoll	schmerzvoll
Einfühlung	Zurückschrecken
Nähe, Berührung, Wärme	Entfremdung, Kälte
Behutsamkeit	Grobheit
(feinfühliges, sanftes, samtenes)	
Fingerspitzengefühl	(unsensible) Hart-/Dickhäutigkeit

Zu beachten ist, dass die Tast-Wahrnehmungen erst durch Druck auf beziehungsweise Bewegung über Oberflächen gegeben sind. Sie sind die Erfahrungen einer willentlichen Zuwendung zur Umwelt und der Berührung ihrer Gegenstände – so zwar, dass diese Intention nicht die Gegenstände selbst anstrebt, sondern die Grenzen (Oberflächen) zu ihnen, um in ihnen das Eigensein zu umfassen. In den Berührungen erspüre ich mein eigenes leibliches Selbst im physischen Raum. Ich empfinde mich, die Gegenstände ab-tastend, als physisches Wesen unter physischen Wesen. Rudolf Steiner beschreibt, wie der Mensch beim Tastsinn-Empfinden „an den berührten Gegenständen sich gewissermaßen in sich zurückzieht, sich in inneren Leibeserlebnissen

verschließt.“ „Sie [die Tastorgane] geben dem Leibe die Gestalt, durch welche er sich in sich abschließt von der ihn von allen Seiten berührenden Außenwelt.“<sup>9</sup>

Indem wir an Oberflächen widerständiger Gegenstände anstoßen, werden wir auf uns selbst zurückgeworfen. Zurückgestoßen, spüren wir uns selbst innerhalb der Haut. Am Anstoß an den physischen Materien empfinden wir uns in der eigenen leiblichen Substantialität (Fülle in der Hülle). Diese ist nicht eine äußere Materie unseres Körpers, sondern besteht in der uns tragenden Selbstempfindung, in einem Da-Seinserleben. *Ursprünglich* ist die ‹Substanz›, die wir durch den Tastsinn berühren und die uns erfüllt und trägt, ein Empfindungselement, in dem wir des physischen Phänomens der Tastsinn-Wahrnehmung inne sind, der umschlossen eigenen Leibhaftigkeit. Angerührt von der Welt, berühren wir uns selbst: als substanzuell erfüllt da-seiend. Es ist zugleich Weltsubstanz, die sich, seinsstiftend, in uns ergießt und uns als Urgrund trägt. (Rudolf Steiner nennt diesen urphänomenalen, bei der Tastempfindung zunächst unterbewusst bleibenden Zusammenhang ein „Durchdrungensein mit der allgemeinen Weltsubstanzialität, das Durchdrungensein mit dem Sein als solchem“<sup>10</sup> und dies in der Form (Hülle) des Eigen-Seins. Darin liegt eine tiefe Gnadenwirkung der Seinsgebung im eigenen Leib (sofern der Tastsinn genügend gepflegt wird, vor allem in der frühen Kindheit, in der der Mensch, aus der geistigen Welt niedergekommen, eine Heimat in der physischen Welt sucht).

Rudolf Steiner bezeichnet die Tastempfindung eine dumpfe „Intuition in der Leiblichkeit“.<sup>11</sup>

Der Mensch findet sich bis in die Tiefe der physischen Substantialität inkarniert. Sein Wesen ist in der Gänze, rundherum, umhüllt und geborgen. Eine neue, physische Sicherheit durchdringt ihn, nachdem er mit der Geburt die geistige Heimat aufgegeben hat. Wortwörtlich ‹befindet› er sich im physischen Leib innerhalb der Haut: Er findet sich an diesem Ort vor in einer spezifischen Befindlichkeit (eigenleibliche Empfindung).

Diese Befindlichkeit bildet die Grundempfindung aller unteren Sinne. Mit dem Lebenssinn (Vitalsinn) erfährt sie eine lebensvolle Erfüllung dessen, was der Tastsinn erst allgemein substanzuell umhüllt.

---

<sup>9</sup> Rudolf Steiner: Anthroposophie. Ein Fragment aus dem Jahre 1910 (GA 45), S. 41 f.

<sup>10</sup> Rudolf Steiner: Heilfaktoren für den sozialen Organismus (GA 198), Vortrag vom 8. August 1920.

<sup>11</sup> Rudolf Steiner: Geistige und soziale Wandlungen in der Menschheitsentwicklung (GA 196), Vortrag vom 13. Februar 1920

## Lebenssinn

Aus einer unmittelbaren Lebensempfindung stammt folgende Äußerung Karl Valentins anlässlich einer ärztlichen Konsultation: „Mei Magn tuat mir weh, die Füaß tuan mir weh, der Kopf tuat mir weh, mein Hals ist entzunden – und i selbst befind mich au net wohl.“

Die ausdrückliche Zufügung „Und ich selbst fühle mich auch nicht wohl“ zur Aufzählung einiger organischer Beschwerden (Orte des Wehtuns) nennt den prägnanten Punkt, an dem sich die allgemeine Wahrnehmung des Lebenssinns von spezifischen Schmerzen einzelner Körperzonen unterscheidet. Während der Schmerz oder, schwächer: das punktuelle Gefühl gestörter beziehungsweise verletzter Organe ein Affekt des astralischen Leibes ist, der das empfindende (ja attackierte) Subjekt involviert und in dem es sich selbst (reaktiv) auslebt, erscheint mit der Wahrnehmung des Lebenssinns eine objektiv gegebene Weltqualität, die das ruhige Subjekt als solches wahrnimmt, ohne sich selbst einzumischen.

Nach ihr erkundigt sich der Arzt zunächst im allgemeinen, wenn er den Patienten nach seinem Ergehen fragt: „Wie geht es Ihnen? Wie fühlen Sie sich?“ Wenn er ihm für die Diagnose nähertritt, ihn eventuell da und dort betastet, und fragt: „Wo tut es weh? Wo haben Sie Schmerzen?“, dann bemerken wir deutlich den Unterschied beider Zugänge. Wir müssen die erste, gesamtheitliche Befindlichkeit verlassen, um auf die zweite Frage antworten zu können. Unser Leib, der uns innerlich trägt, in dem wir uns befinden, gerät nun in den objektivierenden diagnostischen Blick: Wir konstatieren an ihm bestimmte (schmerzhaft) Merkmale, die dem Arzt, der von außen unseren Gesundheits-/Krankheitszustand zu prüfen hat, Symptome zu seiner Diagnose an die Hand geben. Das erste Gesamtbefinden aber ist ganz mit uns selbst verbunden: eine Eigenwahrnehmung, eine innere Vergewisserung der leiblichen Befindlichkeit – die wir verlieren bzw. die in den Hintergrund tritt, wenn wir von außen unseren Körper beobachten.

Jede Sinneswahrnehmung trägt eine spezifische Qualität zum Erscheinen der physischen Welt bei. Im Falle des Lebenssinnes ist es die Qualität, durch die „sich der Mensch als ein den [physischen] Raum erfüllendes, leibliches Selbst“ empfindet.<sup>12</sup> In ihr findet er sich als leibliches Lebewesen in der physischen Welt. Und dieses Dasein, in dem er sich darlebt, findet er als gegeben vor (wie jede Wahrnehmung) und realisiert es im *Befinden*. Denn nicht als einen äußeren (materiellen) Körper empfindet er sich – diesen räumlichen Gegenstand fasst er erst in der begriffsbestimmten Vorstellung –, sondern im Befinden, inneren Sich-Empfinden als organisch-lebendiges Selbst. Als Lebewesen spürt er sich leiblich-innerlich. Durch dessen Wahrnehmung ist er

---

<sup>12</sup> Siehe Anm. 8, S. 24.

physisch da, über das im Raum *begrenztes* (Tastsinn) hinaus ein den Raum lebendig *erfüllendes*, leibliches Selbst.

Wie erscheint nun dieses Lebewesen, das ich selbst bin, für den Lebenssinn? Was sind dessen spezifischen Wahrnehmungen? – Sie betreffen die Art und Weise, wie ich mich als Lebewesen in der physischen Welt befinde (empfinde). Und das besagt: als Lebewesen ganz und integral. Nicht in einzelnen Organgefühlen finde ich mich als leibliches Selbst vor; als Lebe-Wesen kann ich nur integral und nicht in Teilen (Lunge, Bauch etc.) vorkommen, im Gesamtbefinden, unteilbar und ganz als Leibwesen.

Was sind diese ganzheitlichen Empfindungen, die ich am lebenden Leib gewinne, indem der Lebenssinn seine Wahrnehmungen an ihm macht? Es seien einige Bezeichnungen aufgezählt, die sie (zum Teil bildhaft) umschreiben – man vergegenwärtige sie, hier wieder in polaren Qualitäten gegenübergestellt, in der eigenen Erfahrung, um in ihnen auf die gemeinte Erfahrung durchzublicken:

(Wohl-) Behagen Wohlbefinden	Miss-/Unbehagen
Gesundheitswohlgefühl (wohltemperiert)	Krankheitsdepression
Erquickung (z.B. Schlaferquickung)	Erschlaffung, Abgeschlagenheit
Vitalität	Zerrissenheit, Auszehrung, Aushöhlung
Ausdehnung, Weitung	Engung, Klemmung
Frische	Mattigkeit, Müdigkeit
Leichte	Schwere
Entspannung, ausgeglichene Gelöstheit	Bedrücktheit, Verspannung
Erfrischung	Erschöpfung
Völle, pralle Rundheit	aufgerissene Zerfledderung
Heiterkeit	Wetterföhligkeit, Niedergeschlagenheit
Lebensfülle, Kraftgefühl, Stärkung	Schwäche, Erschlaffung
In-sich-Stimmigkeit	Unstimmigkeit
Geschlossene organische Zusammenstimmung	Disharmonie
Innerlichkeit, Geborgenheit (im Leib)	Außerhäusigkeit, <Ausschaffung>
In-sich-Ruhen	Neben-sich-Geworfen
Heimat	Fremde

Durch den Leib, in dem ich mich <befinde>, bin ich da: im Befinden als Lebewesen in einer lebendigen Umwelt anwesend. Dies bekundet der Lebenssinn als erfahrbare physische Tatsache. Die lebendig-leibliche Selbstgegebenheit im Befinden ist unmittelbare Empfindung des Lebenssinns. Nicht sehe ich zuerst meinen Körper und identifiziere mich sekundär mit ihm. Diese Identifikation

wäre grundlos ohne meine primordiale, unmittelbar wahrnehmbare Befindlichkeit im Leib, der ich als leibliches Selbst bin (Eigenleben). Man denke hierzu etwa an das morgendlich Erwachen mit geschlossenen Augen. Zu den ersten Erfahrungen gehört dabei ein Wohl- oder (Noch-)Erschlafungsgefühl, je nach der Erholbarkeit des Schlafes.

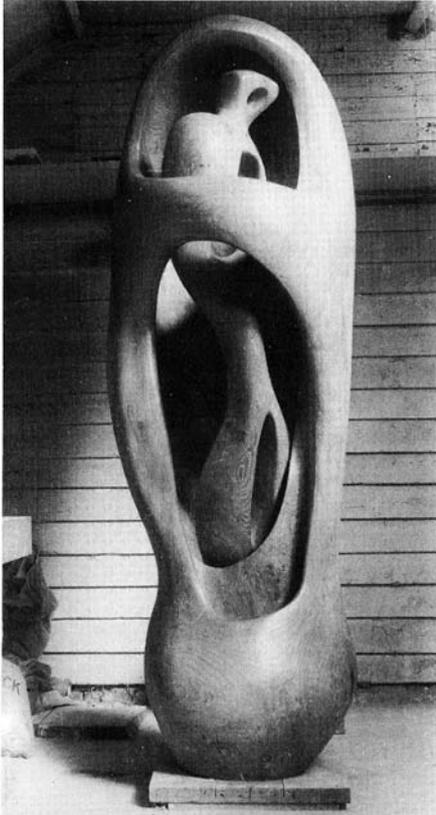
Dabei fungiert der Leib nicht als ein Gefäß, das mich umschließt, nicht als Futteral, in dem ich stecke; sondern ich bin als organisches Selbst dieser Leib in seiner ganzen lebendigen Ausbreitung, in seiner organischen, die Lebensprozesse zusammenstimmenden, d.i. behaglichen Ganzheit. Wo diese harmonische Zusammenstimmung, die sich selbst tragende Homöostase (Immunität) des Organismus durch irgendwelche physiologischen Dysfunktionen zerbrochen ist, fühle ich mich im Ganzen unbehaglich, irgendwie «neben» dem Leib, der nicht mehr trägt, zerschlagen und ausgezehrt; man sagt, man fühle sich neben *sich*. (In Folge können dann die Gefühle der schlechten Laune oder der Lebensangst als seelische Auswirkungen jener sinnlichen Wahrnehmung auftreten.)

Die „Lebensgefühle“ oder „Leibgefühle“ (Max Scheler<sup>13</sup>), die der Lebenssinn als Wahrnehmungen des lebendigen Leibes vermittelt, sind Hülle (Leib) und Kern (Selbst) zugleich: Ich fühle mich als den Raum meines Leibes „erfüllendes, leibliches Selbst“. Ich bin ein Eigenleben und in ihm als lebendige leibliche Eigenheit geborgen da.

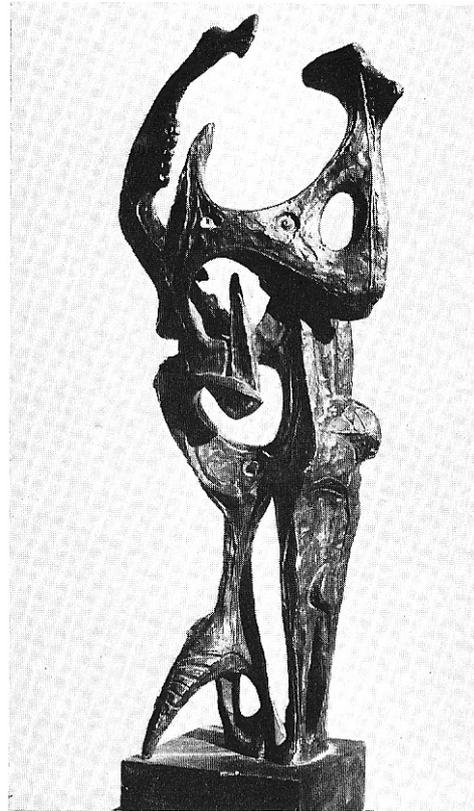
Imaginativ nachfühlen und darstellen lassen sich die Lebensempfindungen (die für gewöhnlich, im gesunden Fall, das Alltagsbewusstsein nur unterschwellig als allgemeines Wohlgefühl durchstimmen – und die meist erst bei Störungen oder Schädigungen negativ auffallen) in manchen plastischen Werken, die den menschlichen Leib in in sich geschlossenen, in sich proportionierten Gestalten nachbilden (siehe unten: Abschnitt «Zusammenschau»). Besonders eindrücklich sind in dieser Hinsicht die Plastiken Henry Moores. In ihnen wird der Betrachter des „Raum erfüllenden, leiblichen Selbstes“ (Rudolf Steiner) geradezu ansichtig: Die Figur «Innere und äußere Form» zeigt in ihrer Oberflächen-Verschränkung (den Durchbrüchen und Brüchen), dass Äußeres (das Objekt, der Körper) zugleich Inneres (das Subjekt, das sich im Körper ausdrückt) ist, Hülle und zugleich Kern ist. Auf den äußeren Oberflächen, die sich verwinden und öffnen, spielt das sie belebende «innere» Wesen. Figürlich spricht sich dieses Verhältnis in «Mutter und Kind» aus: Die Mutter trägt das Kind und offenbart sich in ihm; ihr Mantel ist ihre Wärme, die raumgebende Gebärde ist eben die raumfüllende.

---

<sup>13</sup> Max Scheler: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik (1916), Bern 1966, S. 340.



Henry Moore: Innere und äußere Form, 1953/54.  
1949.



Basaldella Mirko: Komposition mit Chimäre,  
1949.

Man vergleiche diese pralle Rundheit mit der zerklüftet-aufgezehrten bei Basaldella Mirko, so werden konträre Lebensgefühle spürbar.



Henry Moore: Mutter und Kind, 1949

In prähistorischen Venus-Darstellungen überwiegt die Prallheit der ‹Lebensfülle›. Die steinzeitlichen Faustkeile liegen so ‹angenehm› in der Hand (Handschmeichler), dass sie die Behaglichkeit erschließen.

Die unmittelbare Sinnesempfindung des Lebenssinns ist das Befinden, das Behagen (Wohl-, Miss-, Unbehagen), das mich als organisches, leibliches Selbst umfängt, als selbständiges Lebewesen (Eigenwesen) schenkt und da-sein lässt.

Das Lebenszentrum meines befindlichen Daseins liegt, unräumlich gemeint, um die Körpermitte, zeigt aber zugleich eine gewisse, besser: diffuse Ausbreitung über den ganzen Leib. Erst sekundär gliedern sich vor diesem allgemeinen Hintergrund einzelne Organempfindungen heraus, gesonderte Orte des Schmerzes oder der Lust, die wir mit Affekten besetzen (und die insofern keine reine Wahrnehmungen sind und die das Kleinkind, das zunächst über den Lebenssinn im Leibganzen lebt, erst zu differenzieren lernen muss: Es schreit ja aus allgemeinem Unwohlsein und nicht weil es Bauchweh hat). Diesem voraus liegt der fundierende Raum des Leibes, in dem wir uns befinden. „Dieser Leib selbst ist uns [...] unabhängig und vor allen irgendwie gesonderten sogenannten ‹Organempfindungen› und vor allen besonderen äußeren Wahrnehmungen seiner als ein völlig einheitlicher phänomenaler Tatbestand, und als Subjekt eines So- und Andersbefindens gegeben.“<sup>14</sup>

#### *Abgrenzung zu den Organgefühlen*

Schwierigkeiten bereitet die Unterscheidung der allgemeinen Lebensempfindungen von den einzelnen Organgefühlen, „Organempfindungen“ (Scheler) – negative Beispiele sind Völlegefühl, ‹flauer Magen› beim Hunger, ‹trockener Hals› beim Durst, Kopfschmerzen, Atemnot, Beinschwere, kalte Füße u.a. Diese signalisieren organische Defekte (der Lebensvorgänge), die, erst eingebettet im Lebensganzen, dessen Funktionseinheit stören und Unbehagen auslösen. Dieses wird durch den Lebenssinn wahrgenommen, der die Störung (Disharmonie) des Lebensganzen durch jene Defekte (Attacken) meldet. Die Defekte, äußeren Eingriffe sind zunächst noch keine Lebenstatsachen, denen der Lebenssinn zugewandt ist, sondern erst einmal physiologische Unregelmäßigkeiten, physische Einwirkungen durch Überbeanspruchungen; erst deren Konsequenz im Ätherleib bildet eine Lebenstatsache. Die Organgefühle berühren meine instinktive Natur, als deren Reaktion auf Einwirkungen sie aufsteigen. Ich bin mit ihnen im Affekt verbunden – während ich in Sinneswahrnehmungen subjektiv nicht hereinspiele, sie ihre objektiven Qualitäten zur Erscheinung bringen. Im Falle des Lebenssinnes ist es die empfundene objektive Behaglichkeit, mit der, in der ich mich existenziell habe, objektiv so gewiss habe und besitze, dass ich nicht um eine Existenz zu

---

<sup>14</sup> Siehe Anm. 12, S. 399.

ringen habe. Es ist die Gabe meines Daseins, die physisch-lebendige Selbst-Gegebenheit. Kein Affekt der Selbstbehauptung.

Auch die *Schmerzempfindungen* bei Verletzungen sind unmittelbar keine Wahrnehmungen des Lebenssinns (solange sie nicht den Grad erreichen, dass sie den Lebenszusammenhang stören und aushöhlen, was sogar bis zur Ohnmacht des Verletzten führen kann). Schmerzen signalisieren Verletzungen bestimmter Körperstellen, die dort durch den Tastsinn in Form seiner Überreizung bemerkt werden und die der Verletzte sofort instinktiv mit Affekten belegt. Die verletzende Einwirkung durchstößt die Hülle (Haut) der leiblichen Integrität – und diese Hüllenverletzung, ob durch äußere Einwirkung oder durch innere Störung, ist Phänomen des überreizten Tastsinns. Die schützende Hülle um das Eigenwesen, in der der Tastsinn wacht, wird durchbrochen und aufgerissen, der Verehrte erschreckt schmerzlich vor dem Einbruch in sein Haus. Das ist ein instinktiv gestützter Affekt.

Die Differenzierung der beiden Erlebnisbereiche setzt eine genaue seelische Beobachtung voraus. Rudolf Steiner konzidiert zwar diese Schwierigkeit schon in seiner ersten Darstellung zur Sinneslehre (GA 45, 1910); er zeigt, wie die Erfahrungen beider Bereiche nahe beieinander liegen und im seelischen Erleben ineinander übergehen können: „Nun muss zugestanden werden, dass der Unterschied zwischen den beiden Arten von inneren Erlebnissen, zum Beispiel für den Lebenssinn und dem gefühlsartigen Erlebnis beim Atmungs- und Wärmungsvorgang keine besondere Deutlichkeit hat.“<sup>15</sup> Aber er differenziert beide Bereiche eindeutig. Einer „genaueren Beobachtung“ wird klar, dass es sich um zwei menschenkundlich verschiedene Erfahrungsbereiche handelt (so sehr sie im alltäglichen Leben ineinander fließen): „Man muss deshalb unterscheiden zwischen Atmungsbehagen, Wärmewohlbefinden, insofern sie instinktive innere Erlebnisse sind, und zwischen den ihnen entsprechenden Wahrnehmungen des Lebenssinnes. Die Welle des Instinktiven muss gewissermaßen erst an den ›Ich-Menschen‹ heranschlagen, um zum Gebiete des Lebenssinnes zu gelangen.“<sup>16</sup>

Auch Ernst-Michael Kranich unterstreicht diese Schwierigkeit der Unterscheidung: „Das hängt damit zusammen, dass sich an die Lebensvorgänge seelische Erlebnisse anschließen, die man aber nicht mit den Wahrnehmungen des Lebenssinns verwechseln sollte. So lösen bestimmte Veränderungen im Ernährungsprozess Hunger und Durst aus. Das sind seelische Erlebnisse, die den Ernährungsvorgang begleiten bzw. anregen, nicht aber Empfindungen, die den Ernährungsvorgang unmittelbar betreffen“<sup>17</sup>, indem diese Lebensempfindungen ihn – wie wir hier ergänzen möchten – in seiner Wirkung im ganzen Lebensorganismus wahrnehmend einschätzen.

---

<sup>15</sup> Siehe Anm. 8, S. 47.

<sup>16</sup> Siehe Anm. 8, S. 48.

<sup>17</sup> Ernst-Michael Kranich: *Der innere Mensch und sein Leib*, Stuttgart 2003, S. 79.

## Bewegungssinn

Der Mensch *hüllt* sich nicht nur in seinen Leib durch die Empfindungen seines Tastsinns; er *lebt* nicht nur in seinem Leibe, dessen Lebensvorgänge er in ihrem integralen Tonus durch den Lebenssinn empfindet, sondern der Mensch *bewegt* sich auch und empfindet diese Bewegungen seiner beweglichen Leibesglieder unmittelbar innerleiblich, ohne auf sie hinzusehen. Sein ganzer Leib ist durchzogen von Beweglichkeit und Bewegtheit: Er schreitet mit den Beinen aus, er streckt die Arme, bewegt die Finger, nickt mit dem Kopf, zwinkert mit den Augenlidern, verzieht den Mund etc. Auch in größeren Arealen bewegt er sich: Es senkt und hebt sich der Brustkorb beim Atmen, schwingt der ganze Leib beim Gehen.

Alle Bewegungen der leiblichen Glieder, die willkürlichen wie unwillkürlichen, aber auch die passiven, nicht intendierten, von außen aufgenötigten, spüren wir unmittelbar als Vorgänge am Leib, genauer: an seinen beweglichen Gliedern über den gesamten Leib, vom Runzeln der Stirn, Niederschlagen der Augen, Rümpfen der Nase und Klappen des Unterkiefers bis hinab zum Wippen des Fußes und Spreiten der Zehen. Sie sind die Wahrnehmungen des Bewegungssinns.

Durch sie ist der bewegliche Leib, sind seine beweglichen Gliedmaßen überhaupt erst gegeben und bilden so einen differenzierten Bewegungsorganismus. Hingegen ist der Transport des ganzen (in sich unbewegten) Leibes durch den äußeren Raum keine Wahrnehmung, erst recht nicht die Bewegung anderer Dinge oder Leiber relativ zum eigenen Leib (das sind Vorstellungen, die wir uns erst aus Seh Wahrnehmungen machen müssen). Daher spricht man vom Eigenbewegungssinn: Für diesen wahrnehmbar sind nur die Bewegungen des eigenen Leibes, den wir selbst zu bewegen vermögen, genauer: die Bewegungen der Glieder desselben zueinander. Diese Wahrnehmung ist die Grundlage für die koordinierte Ausführung der Bewegungen (wie zum Beispiel Greifen nach einem Gegenstand, Turmspringen, Balancieren, das aufrechte Dahinschreiten).

Zu dem Phänomenfeld des Bewegungssinnes gehört auch der Grenzfall der Ruhe, nämlich der Zustand, in dem eine Bewegung zu einem Ende kommt: die *Lage* der Glieder. Gemeint ist auch hier die relative Position der Glieder zueinander, also nicht die Lage oder Stellung gegenüber dem umgebenden Raum (dieser kommt erst mit dem Gleichgewichtssinn ins Spiel).

In der Ruheposition befinden wir uns in einer bestimmten *Haltung*, in welcher die Lagen der Glieder untereinander zusammengefasst erscheinen, die wir (auch ohne visuelle Beobachtung) innerleiblich unmittelbar empfinden. Diese Wahrnehmung droht allerdings sofort unter der Dominanz des Visuellen in die Vorstellung einer räumlichen Figur unterzugehen.

Bewegung und Lage der leiblichen Glieder werden nicht im dreidimensionalen Raum vorgestellt. Ihre Empfindung betrifft eine unmittelbare Qualität des eigenen Leibes, sofern er sich

bewegt bzw. in einer bestimmten Lage ist. Der durch den Bewegungssinn empfundene Leib als Bewegungsorganismus befindet sich nicht in einem äußeren Raum, sondern in einer Sphäre mit den Freiheitsgraden, die im Leib in den motorischen Organen angelegt sind und in denen sich die Glieder bewegen und Lagen einnehmen. Die Freiheitsgrade des leiblichen Bewegungsorganismus sind in den von Muskeln ummantelten und über Gelenke und Sehnen verbundenen Gliedmaßen, allgemeiner: in allen gegeneinander beweglichen und bewegungsfähigen Gliedern organisiert. In ihnen realisiert der Mensch seine unmittelbare Bewegungsbefindlichkeit. Erst sekundär kann diese Bewegungsbefindlichkeit über das Sehen auch räumlich vorgestellt werden (räumliche Bewegungsgestalt und Haltung).

In jedem Moment seines Wachlebens befindet der Mensch sich in einem bestimmten Bewegungszustand (inklusive Ruhe). Er empfindet sich in den Bewegungsorganismus seines Leibes inkarniert und findet sich darin als ein bewegliches und bewegtes, als ein reges leibliches Selbst – wie durch den Lebenssinn als ein „organisches leibliches Selbst“ (Rudolf Steiner). Der Mensch bildet im Laufe seiner Entwicklung durch tätige Ausübung den Bewegungsorganismus erst aus: von den ersten unkoordinierten, eckig wirkenden Bewegungseinschüssen des Neugeborenen bis zu den geschmeidigen Bewegungsvollzügen (z.B. der Eurythmie) oder gar artistischen Abläufen (Akrobatik).

Indem der Mensch seine Bewegungen durch den Bewegungssinn koordiniert ausführt, ist der jeweilige Bewegungszustand gestaltet, er bildet eine Bewegungsgestalt. In diese fühlt sich der Mensch auf Erden inkarniert, wie durch den Lebenssinn in die Lebensgestalt seines lebenden Leibes.

Wie <sieht> nun die Bewegungsgestalt für den Bewegungssinn aus? Ausgestattet mit den empfundenen Bewegungen und Lagen der Glieder erscheint sie <größer> als die Leibesgestalt (des Tastsinns) und die Lebensgestalt (des Lebenssinns), <größer> in dem Maße, als die bewegten Glieder über die geschlossene Leibesgestalt ausgreifen und um diese eine gewissermaßen <runde> Sphäre, soweit die Radien der Glieder reichen, aufschlagen. Wichtig ist wieder, diese Sphäre nicht einfach statisch, räumlich vorzustellen. Sie ist nicht einfach eine dreidimensionale Kugel um den Leibesmittelpunkt, sondern aufgespannt von all den Freiheitsgraden der Bewegungsmöglichkeiten. Nur sekundär lässt sich diese Bewegungssphäre auch in eine räumliche Kugel hineinprojizieren: durch die Beobachtung von außen konstatieren wir die räumliche Position und die Reichweiten, welche die Bewegung durchläuft. Von innen, durch den Eigenbewegungssinn unmittelbar empfunden, nehmen wir die Bewegungsverläufe der Glieder und ihre jeweiligen Lagen *zueinander* wahr, nicht räumlich *nebeneinander*.

Was sind nun die spezifischen Wahrnehmungsqualitäten des Bewegungssinns? Bewegungen müssen wir hier beobachten, ohne sie als Geschwindigkeiten in Raum und Zeit einzuordnen,

Bewegungen als primäre, elementare Sinnesphänomene. Wir zählen einige Qualitäten auf und stellen ihre polaren Erscheinungsformen gegenüber:

langsam	schnell
hängend, träge, zögernd	rasch, heftig, hastig, überfliegend
schleichend, mählich	behend, rasend
ziehend, zäh	reißend
sanft	jäh
stetig	sprunghaft
ruhig	bewegt
legato, fließend	staccato, intermittierend
rund	eckig, zackig, staksig,
schlaff	ver-, gespannt
geschmeidig	kantig, zitternd, krampfzig
Dämpfen	Erregen
Hemmen	Bahnen

Man kann diese polare Bewegungsvielfalt schließlich auf zwei Grundphänomene zurückführen, die als elementare Urbewegungen alle Bewegungen der Gliedmaßen aufbauen:

Ballen	Spreiten
Sammeln, Konvergenz	Verströmen, Divergenz
Zusammenziehen	Lösen
Spannen	Dehnen

In den polaren Raumesrichtungen sich bewegend:

zentripetales Krümmen	zentrifugales Strahlen
rückbezüglich	entfaltend
ins Zentrum	in die Peripherie
Hocken, Beugen	Strecken

Als Lage der Glieder:

gebeugt, krumm	gestreckt, gerade
----------------	-------------------

Als polare Haltungselemente:

Krumme

Gerade

Oder in Urgesten gesprochen:

Verschließen

Öffnen

Jede Bewegung, sofern sie im ganzen Bewegungsorganismus abläuft, zeigt diese beiden Grundgesten. Im Ballen (Zusammenziehen) verschließt sich die Bewegungsgestalt, im Spreiten (Auflösen) öffnet sie sich. Sein ganzes Bewegungsfeld spürt der Mensch über den Bewegungssinn nach diesen Grundbewegungen ab und empfindet die Qualitäten der Bewegungsgestalt als spezifische Durchdringungen derselben in sich.

Auf der körperlichen Ebene spüren wir sie in den Muskeln als ein dumpfes

Muskelverkürzen (-spannen)

Muskelverlängern (-dehnen)

Kontraktion (z.B. des Beugers)

Dilatation (des Streckers)

In den Muskeln und Sehnen finden sich

Zug

Entspannung

Der Bewegungssinn selbst ist ein Willenssinn: „Fühlen Sie doch, wie in das Wahrnehmen von Bewegungen, selbst wenn sie diese Bewegungen im Stehen ausführen, der Wille hineinwirkt.“<sup>18</sup> Der anatomische Befund dafür ist, dass die sensitiven Muskelspindeln des Bewegungssinns auch motorisch innerviert sind. Diese Willensinnervation disponiert den Sinn in die aufmerksame Wahrnehmungserwartung – allerdings, insofern der Wille sich *zurückhält* und die nur angelegte Bewegung nicht ausführt. Wir tauchen mit dem Willen in unseren Bewegungsorganismus, indem wir ihn mit Bewegungsimpulsen im status nascendi überfluten und, zurückgehalten, zur Wahrnehmungsfähigkeit erregen (aktivieren).

Die dumpfen Spannungs- und Lösungsempfindungen im Bewegungsmenschen erleben wir als eine Hülle, die das ursprüngliche Phänomen: die Bewegungsgestalt (in ihrer ätherischen Ganzheit) überschleiert. Sie kann durch den komplementären Lautsinn wieder entzaubert werden. Die Lautgestalt lichtet die Bewegungsgestalt (raumzeitliche Konfiguration). Die Lauteurythmie macht offenbar:

Laut M: Rückbeziehen

Entfalten

---

<sup>18</sup> Rudolf Steiner: Allgemeine Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik (GA 293), Vortrag vom 29.8.1919.

Laut R: Dämpfen

Erregen

Laut L: Sammeln

Verströmen

Jede einzelne, dumpfe Bewegungsempfindung ist eingebettet in den ganzen Bewegungsorganismus, dessen gliedrigen Bewegungen in der integralen Bewegungsgestalt koordiniert sind. Aber diese selbst bleibt in ihrem ätherischen Wesen verhüllt für den physischen Sinn.

Wo die zunächst dumpfen Empfindungen der Bewegungen, die wir in den Freiheitsgraden des beweglichen, gliedrigen Leibes frei inaugrieren, ins Seelische hinaufschlagen, erleben wir unser eigenes freies Seelisches. „Dass Sie sich als eine freie Seele empfinden, das ist die Ausstrahlung des Bewegungssinns, das ist das Hereinstrahlen der Muskelverkürzungen und Muskelverlängerungen in Ihr Seelisches.“<sup>19</sup>

## Gleichgewichtssinn

Mit dem Gleichgewichtssinn stellt sich der Mensch wieder in einer spezifischen Weise leiblich auf die Erde. Er steht aufgerichtet über dem Erdengrund. Die Empfindung des Gleichgewichts ist das Gewahren und Bewahren dieser aufrechten *Stellung* über dem tragenden Grund im ruhenden Umraum. Sobald der Grund wegbricht (oder auch nur in der Vorstellung wegzusinken scheint wie beim Höhengwindel) oder der Umraum schwankt und um uns ›kreist‹ (Karussellschwindel), fallen wir aus der Aufrechte und stürzen.

Der Mensch fasst, indem er sich aufrichtet, Fuß im Erdenraum. Das ist primär wieder eine Eigenempfindung: Ich bin da, meiner selbst leiblich gewiss, wo ich mit meinen Füßen mich hinstelle, an einem bestimmten Standort in mich selbst gestellt und aufgerichtet. Im Innewerden und Haltenkönnen des Gleichgewichts in der aufrechten Stellung bin ich da, spüre ich mich selbst als Raumeswesen. ›Raum‹ ist hier nicht schon der euklidische Raum, dessen Koordinatensystem wir beliebig orientieren können, sondern die Sphäre, in die sich die Empfindung der Eigenaufrechte im Gleichgewicht hineinstellt. Primär ist er ein Eigenraum, der aber in der Festigkeit des Grundes und der Ruhe der Umgebung objektive Weltqualität bekommt.

Auf sich selbst gestellt und gestützt, aufgerichtet über dem Fußpunkt, auf dem er steht, bildet der Mensch das Zentrum, den Mittelpunkt eines aufgerichteten, orientierten Umraums: ›unten‹

---

<sup>19</sup> Rudolf Steiner: Geisteswissenschaft als Erkenntnis der Grundimpulse sozialer Gestaltung (GA 199), Vortrag vom 8.8.1920.

heißt: tragender, stützender Fußpunkt, ‹oben› heißt: lichte Höhe, die er aufrichtet, indem er sich selbst, von der ‹unten› stützenden Statik im Schwerfeld der Erde sich emanzipierend, aufrichtet. Diese Unten-Oben-Dimension – eine absolute Dimension im Vergleich zu der relativen des geometrischen Koordinatensystems – entfaltet den Eigenraum des aufgerichteten Menschen und damit für den Menschen den (absoluten) Raum schlechthin, den er aufstellt. Aufragend aus seiner axialen Raummitte, entwirft der Mensch Umraum, in dem er steht.

Eine besondere Bekräftigung dieser *innerleiblichen* Konstitution der Aufrichte (die sich also nicht an äußeren ‹aufrechten› Gegenständen orientiert) erleben wir in der Tatsache, dass selbst da, wo wir uns nach allen Richtungen bewegen (oder bewegt werden) – oder die Gegenstände, die wir sehen, um uns bewegt werden –, ob beschleunigt, ob kreisend oder überschlagend (Salto), wir solange die (innere) Aufrechte bewahren, als wir in jeder Stellung ‹wissen›, was ‹oben› und ‹unten› ist, wir unseres (leiblichen) Gleichgewichts sicher sind und nicht in den Abgrund des Schwindels stürzen, in dem wir uns selbst (leiblich) verlören.

Diese innere Stand- und Stellungsinvarianz gegenüber allen äußeren Bewegungen, in die wir als Körper auf Erden ausgesetzt werden können, entspricht der Autoimmunität unseres Lebensorganismus gegenüber den äußeren Einflüssen. Gegen alles, was um uns fällt und stürzt, aufschießt und verweht, stellen wir uns selbst.

Aufgerichtet sind wir also nicht, weil wir uns parallel zu sichtbar aufgerichteten Gegenständen (Bäume, Häuser) hinstellen, sondern umgekehrt: diese beurteilen wir beim Sehen als ‹aufgerichtet› (zum Beispiel indem wir schräg hängende Wandbilder wieder in eine vertikale Stellung bringen), weil wir sie an der eigenleiblichen, inneren Aufrichtung messen und orientieren. Wir stellen uns neben sie und beziehen unsere primäre Aufrichte (durch ein unterbewusstes Urteil) auf sie. Die Erfahrung zeigt, dass wir uns auch im Dunkel, ohne äußere visuelle Orientierung, durchaus aufrecht halten können, wenn auch meist etwas schwankender, unsicherer als bei visueller Kontrolle (die aufgrund der Dominanz des Sehens im Alltagsleben immer mit hereinspielt).

Auch ist der Himmel, wenn wir die Augen aufschlagen, ‹oben› und die Erde ‹unten›, als Folge davon, dass wir unsere eigene Aufrichte dazwischenstellen und dadurch ‹oben› von ‹unten› unterscheiden.

Die Aufrechte müssen wir aktiv herstellen, und ‹Gleichgewicht› ist die Wahr-Nehmung (des Gleichgewichtsinns), sie auch halten zu können. Denn wir stehen, über schmalen Fußsohlen aufgerichtet, in einem sehr labilen Gleichgewicht. Wir müssen um dieses fortwährend ringen. Wir bemerken dieses nicht erst beim Stolpern, das wir durch Gegenbewegungen abzufangen versuchen, sondern auch beim ruhigen Stand in den permanenten leichten Schwankungen, mit denen wir ‹ständig› die Aufrechte (das Lot) umpendeln, ausbalancieren und justieren.

Wir stehen im Raum aufrecht, weil wir innerlich (innerleiblich) aufgerichtet sind (auch wenn wir sitzen oder liegen). Wir ziehen unseren Leib in die Aufrechte, weil wir in dieser Stellung als Raum-Wesen da sind – und das tun wir, wenn wir wachen, wenn wir stehen oder gehen. Indem wir so existenziell die Aufrechte ‹urständig› errichten, können wir sie auch der Welt einschreiben. So geben wir ihr die Raumdimensionen: die äußere, räumliche Vertikale ist das primäre ‹Projekt› unserer inneren Vertikalen. Auslenkungen aus ihr ergeben die äußere Horizontale, dazwischen die schiefen Stellungen, Auslenkungen nach vorne und hinten oder rechts und links, die durch weitere Aktionen unserer Leibesglieder unterschieden werden: in Bein- beziehungsweise Armstellungen, die wir freilich über den Bewegungssinn wahrnehmen, aber erst relativ zur vertikalen Achse als Raumorientierungen verstehen. Die beiden Raumdimensionen ‹hinten–vorne› und ‹links–rechts› öffnen sich durch die ständigen Auslenkungen (Schwankungen) beziehungsweise durch intendierte Ausgriffe aus der primären Vertikale des Gleichgewichts.

Das Urphänomen des Gleichgewichtssinns ist also die bewegt-ruhige Aufrechte im Gleichgewicht. Sie stellt sich im Gleichgewicht, das ständig errungen und erhalten werden muss, zugleich in den Raum seines stets gegenwärtigen Defizits, des Ungleichgewichts, durch das die Vertikale jederzeit in die Horizontale abstürzen kann. So erfährt der Mensch durch den Gleichgewichtssinn seine primär vertikale Stellung in der Welt beziehungsweise, wo er sie aufgibt, die horizontalen Lagen (Liegen, Sitzen, schräges Anlehnen u.a.). Man kann also die verschiedenen Wahrnehmungen des Gleichgewichtssinns zwischen die Pole Vertikale und Horizontale einordnen und alle schiefen Stellungen dazwischen, die durch Grade des Nicht-Gleichgewichts, d.i. der Auslenkungen aus der gleichgewichts-gestützten Vertikalen gegeben sind. Gegenüber dem flachen Horizont, in die sie sich jederzeit verlieren kann, indem der Mensch fällt, erhält sich die Vertikale stets aufrecht. Insofern gehört der Horizont in seiner Breite und Weite zum Raum des Gleichgewichtssinns. Ja, über diesen Raum breitet sich die Ruhe des in und auf sich gestützten Gleichgewichts aus, die den Menschen dank seines Gleichgewichtssinns in der physischen Welt umfängt und sicher auf sich selbst stellt.

Mit dem aufrechten Sich-Hinstellen und den seitlichen Ausgriffen realisiert der Mensch das Projekt der Ein-Räumung: ‹Heben – Tragen – Stellen› bilden den Urrhythmus des in und aus der Aufrechte bewegten Menschen zwischen Höhe und Tiefe. Zwischen Himmel und Erde spannen wir, indem wir uns im Leib aufrichten und darin im Gleichgewicht halten, den physischen Raum auf. Er ist also dominant vertikal, also hoch-orientiert, seine Breite und Weite ergreifen wir durch zusätzliche Bewegungen und Lagen relativ zur Vertikalen.

Dass, neben der Höhe, auch die Breite und Weite einen ruhigen Raum eröffnen, in dem wir uns befinden, ist eine Folge des ‹ungestörten›, ‹ruhigen› Gleichgewichts in der Aufrechte; denn mögen sich auch die Dinge im Raum bewegen – der Raum selbst, der sie trägt, erscheint „in Ruhe“ (sonst

überfiele uns der Schwindel). Diese ‹Ruhe› er-gründen wir im Aufrichten gegen die Erdschwere, die, unter die Füße gebracht, uns trägt. Auf dem Erdengrund finden (empfinden) wir so die Stand-Sicherheit unseres physischen Daseins.<sup>20</sup>

Ins Seelische hereingestrahlt, empfinden wir die Erlebnisse des Gleichgewichtssinns als „innere Ruhe“: „So könnte ich durch die Luft fliegen, ich würde ruhig derselbe bleiben. [...] Dieses Unabhängigsein von der Körperlichkeit [wie auch immer der Körper im ruhig und im Gleichgewicht aufgespannten Umraum bewegt wird], das ist das Hineinstrahlen des Gleichgewichtssinnes in die Seele. Es ist das Sich-als-Geist-Fühlen“.<sup>21</sup>

Blickt man mit dem beschriebenen inneren Sinn auf den aufrechten Menschen, so schaut man in seiner ganzen aufgerichteten, gleichgewichteten Gestalt den ausgebreiteten Gleichgewichtssinn (nicht nur in dessen Organen hinter dem Innenohr). Vom Fuß bis zum Kopf, über den symmetrischen Gleichgewichts-Bau der Leibesgestalt, insbesondere über den Beinsäulen und unter dem Rückgrat ‹wägenden› Becken und Hüften, ist er Ausdruck des Gleichgewichts-Sinns – überall wird das Gleichgewicht gewogen. Stellung und Stand sind Ausdruck seines aufgerichteten, freien Ich-Daseins auf Erden.

Ein eindrucksvolles Beispiel, wie problematisch die Standsicherheit im Erdenraum ist, kommt im künstlerischen Werk Alberto Giacomettis zum Ausdruck. ‹Der Karren› (1950) zeigt nachfühlbar, wie labil und ständig auszubalancieren die Gleichgewichtslage auf bewegter Grundlage ist.

---

<sup>20</sup> Ich denke, dass diese innerleiblich getragenen Ruhe-Stellung die menschenkundlich reale Grundlage für den Newtonschen Begriff des ‹absoluten Raumes› abgibt – diesem liegen, wie allen mathematischen Begriffen, ursprünglich innerleibliche Erfahrungen zugrunde, die in der Mathematik, zu formalen Zeichen abstrahiert, ins Bewusstsein gehoben werden.

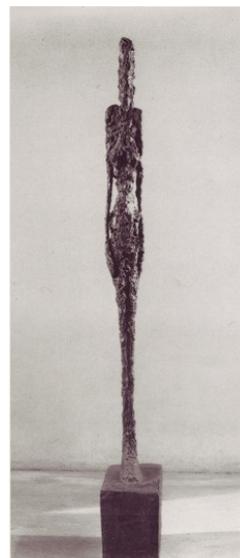
<sup>21</sup> Siehe Anm. 18.



Alberto Giacometti: Der Karren, 1950

Der bewegt-bewegliche Leib ist stets ein «Karren», der nach allen Seiten fortrollt und mit der Bewegung den festen Boden entzieht. Wie kann er zur Arche werden, die den Menschen gegen die Sintflut hereinbrechender Bewegungen birgt und sichert?

Wie prekär die Gleichgewichtslage ist, spiegelt folgender Vergleich wider.



Der ‹Taumelnde Mann› droht nicht nur zu stürzen, sondern ohnmächtig sich ganz zu verlieren im mit seinem Gleichgewicht zusammenbrechenden Raum (man beachte die Kopfhaltung). Der taumelnde Fall wirkt wie ein schwindelnd-wirbeliger Sog, in dem der Mann selbst verschwindet.

Demgegenüber rechts die ‹Stehende Frau›. Auf tragendem Sockel steht die schmale, fast auf die pure vertikale Achse reduzierte (entmaterialisierte) menschliche Gestalt. Keine sichtliche Gebärde hält die Figur im Umkreis, kein vorgegebener Raum birgt sie – sie steht im Leeren (Giacometti: „Die Plastik ruht im Leeren“), nur ganz auf sich gestellt, um den Umraum durch ihre Auf-Stellung allererst aus der Leere einzuräumen: in der gebündelten, straff erstellten Vertikalen auf dem festen Grund des Stehens in sich aufzurichten. Raum erstrahlt aus der koachsialen Statuarik der Figur (Statue).

## Zusammenschau auf ästhetischer Beobachtungsebene

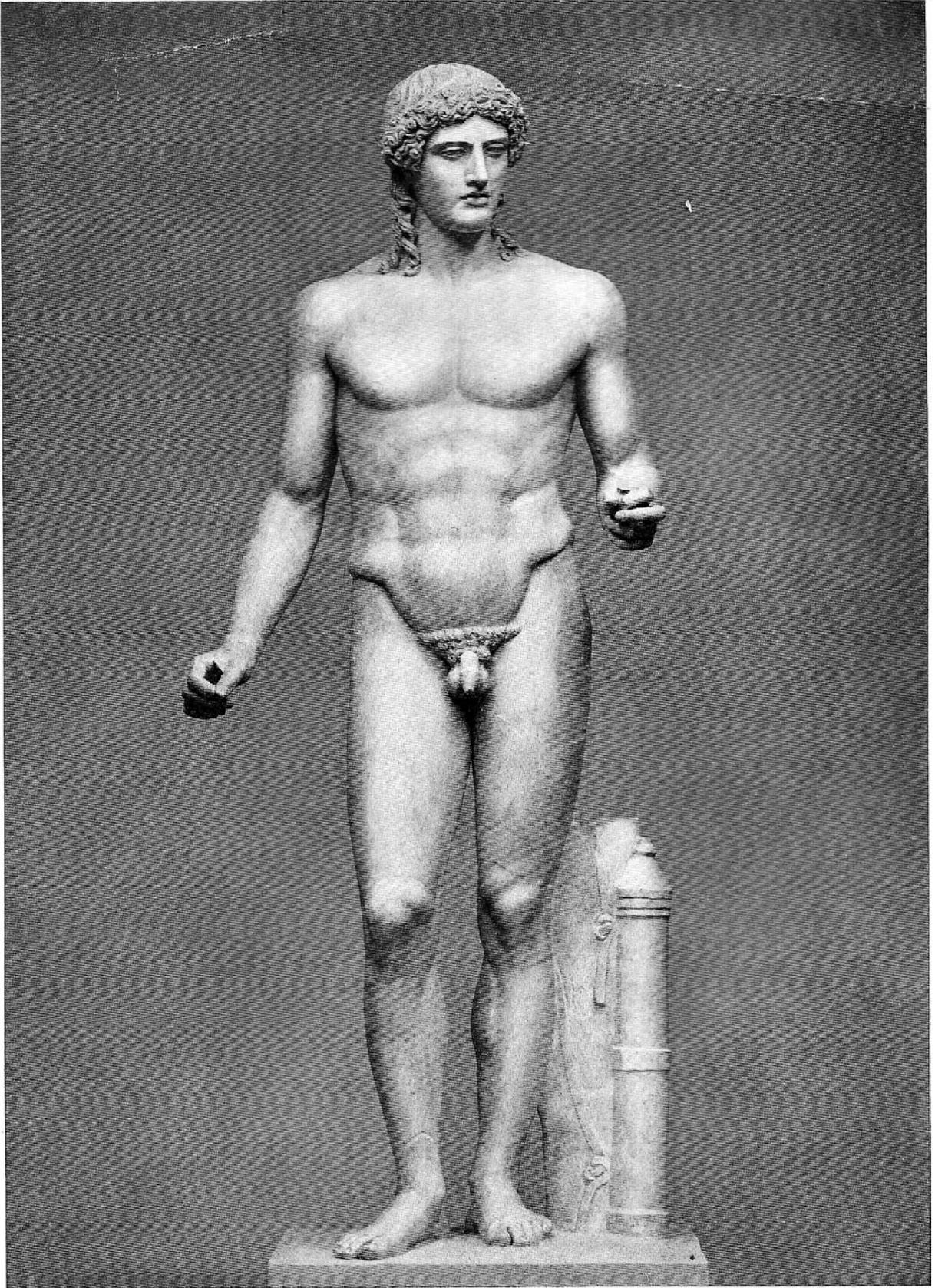
Die Wahrnehmungen der unteren, im eigenen Leibe agierenden Sinne, sind sehr verhalten; wir leben innerlich mit ihnen, ohne sie so bewusst <vor Augen> zu haben, wie die der bekannten fünf Sinne, die in die Umwelt reichen. Sie durchstimmen unterschwellig unser Daseinsgefühl und unser Verhältnis zur Umwelt.

Eine Hilfe zur Objektivierung, durch die sie genauer in den Blick genommen werden können, sind künstlerische Darstellungen (wie schon die oben angeführten), in die die Erfahrungen der unteren Sinne eingeflossen sind. Da die unteren Sinne <Leibes-Sinne> sind, Sinne, durch die wir unseren eigenen Leib von innen wahrnehmen, also die Qualitäten, in denen wir ihn ergreifen und in Besitz nehmen, (ge-)wahrnehmen, bieten sich die plastischen Bildwerke des menschlichen Leibes an, insbesondere aus einer Epoche, in der für die Menschen die vollzogene Einwohnung in ihn Erfahrung war: der klassisch-griechischen Zeit.

So nehmen wir die antike Statue der menschlichen Gestalt zum Spiegel, an dem wir unsere eigenen (meist nur diffusen bzw. unterschweligen) Wahrnehmungen am Leib reflektieren und bewusst machen: An ihm lesen wir im bewusst machendem Abstand – mit künstlerischem Sinn – ab, was dunkel in unseren Erfahrungen der unteren Sinne steckt: wie, mit welchen Erfahrungen wir im Leibe stecken beziehungsweise dessen inne sind. Wir verifizieren diese objektivierten Beobachtungen an den Plastiken dann durch den Rückbezug auf unsere inneren Leib-Gewahrungen. Diese Beschreibungen sind, via Spiegelbild, bildhafter Art und vergegenwärtigen mit imaginativer Gebärde, was die unmittelbaren Wahrnehmungen bergen, also zugleich an den Tag fördern und innerlich verhüllen – man könnte sagen: in Gewahrsam nehmen. Die Leibgestalt der Statue reflektiert das „Körperschema“ (Körperbild), dessen wir durch die unteren Sinne gewahr werden.

Diese Reflexion erschließt ein gegenteiliges Bild vom Leib als Sarg oder Kerker der Seele: die Seele ist es, die den Leib – durch Wahrnehmung – in Gewahrsam bringt, bewacht und verwahrt. Die Seele ergreift aktiv den Leib durch die spezifischen Erfahrungen der unteren Sinne (die Willenssinne sind) – nicht er fängt sie ein. Ursprünglich ist es unser Inkarnationswille, durch den wir unseren Leib aufnehmen, um auf Erden da zu sein! Das lässt sich an der seelischen Beobachtung verifizieren: Die Aufmerksamkeit ist primär. In ihrem Horizont erst gewahren wir des eigenen Leibes, in dem sie sich den inneren, unteren Sinnen zuwendet!

Stellen wir uns also eine Statue des reinen Leibes (hier im Ersatz eine fotografische Abbildung) vor Augen:



Apollon nach einem Original des Phidias, 450 v. Chr.

Der Jüngling steht auf der Achse ‹linkes Standbein – leicht hochgerückte, aufgestützte linke Hüfte – Schulter› und darüber das frei getragene Haupt (Kapitell der Mensensäule). Das rechte Spielbein spiegelt die Leichtigkeit der erfolgreichen Aufrichtung. Die seitlich bewegten Arme zeigen das ausbalancierte Gleichgewicht, in dem die Aufrichte besteht.

Der Leib des Kouros ist überflutet von feinen Bewegungsströmen. Wie ein Schleier durchregen sie die ruhig-ausgeglichene Gestalt: vom leicht gewendeten und geneigten Haupt fallen sie in den offen gestreckten rechten Arm bis über das entlastete rechte Spielbein hinab, um in einer Gegenbewegung (dem Kontrapost in der Haltung) vom gebeugten linken Arm, unterstützt vom aufstrebenden Hüftschwung des linken Standbeins, zurückzufluten, so dass in dieser in sich geschlossenen Bewegung das Gefühl der freien Seele aufblüht. Zwischen Beugen (Ballen) und Strecken (Spreiten) spielen die Bewegungen. Der nackte Leib ist vom Bewegungsorganismus überschleiert, in dem sich die freie Seele auf Erden empfindet .

Der Leib schwillt von quellendem Leben. Ein sichtlicher Lebenstonus spannt die konvexen und konkaven Oberflächen, in deren Zusammenklang ein Wohlbefinden atmet, in das Ganze des autarken, in sich abgerundeten Organismus. (Ästhetischer) ‹Schein des Lebens› herrscht in der frischen, regsamen Spannkraft, die die Glieder durchregt. Das leichte Lächeln spricht von der Morgenfrische des behaglichen Inkarniertseins.

Über die glatte Marmoroberfläche gleitet der Blick gleichsam tastend und umhüllt den nackten Jüngling mit einem Schleier der sich in sich selbst abschließenden Selbstempfindung.

## Geborgenheit auf dem Erdenplan

*Eine Zusammenfassung*

Die vier unteren Sinne oder Basalsinne bilden einen Organismus, in dem sie ihre Funktionen in vielfältigen Verbindungen untereinander entfalten – mit dem Resultat der Gesamtwahrnehmung des leiblichen Daseins in der physischen Welt. Getast, Leben, Bewegung und Gleichgewicht sind die vier Sinnesfelder, in denen wir uns des eigenen physischen Leibes vergewissern. Die Funktion der unteren Sinne sind im alltäglichen Gebrauch vielfältig verknüpft, ihre Erfahrungsfelder miteinander vernetzt. So spüren wir etwa beim Heben von Lasten den Druck auf den Fußsohlen und Handflächen (Tastsinn), die Kraftentfaltung, Bewegung und Haltung (Bewegungssinn), das Hochheben in die Aufrichte (Gleichgewichtssinn) und schließlich etwa bei Überanstrengung die Entkräftigung durch Unbehagen (Lebenssinn).

Dabei ist fundamental, dass diese Erfahrungen primär Eigenwahrnehmungen sind, dass der Mensch also durch sie und mit ihnen seinen eigenen Leib von innen her kennenlernt (nicht als äußeren, zum Beispiel visuellen Körper): wie er ihn durch seinen Willen ergreift und dadurch bewohnt. Der so wahr-genommene Leib baut sich aus den Qualitäten der vier unteren Sinne auf – so, dass der Mensch sich darin als (leibliches) Eigenwesen empfindet (befindet). Man kann hinsichtlich des Organismus der vier unteren Sinne, die den Leib durchdringen, von einer *Tiefensensibilität* sprechen, inwiefern der Mensch aus der ergriffenen und durchdrungenen Tiefe des Leibes die Grundlage seines physischen Daseins empfängt.

Es handelt sich also um ausgesprochene Eigen-Sinne: Eigentastsinn, Eigenlebenssinn, Eigenbewegungssinn, Eigengleichgewichtssinn. Der Mensch findet sich selbst als physisches Eigenwesen, dass und *inwiefern* und *in welcher Weise* es sich als solches in die physische Welt stellt. Diese erschließt sich ihm zugleich mit den Eigenempfindungen als die Sphäre, in der diese Empfindungen als Wahrnehmungen objektiv gegeben sind: Ich bin (als leibliches Eigenwesen) in der (physischen) Welt da, mir selbst gegeben (wie jede Wahrnehmung), ohne dass ich weiß, woher, und im normalen (gesunden) Falle meiner gewiss, sicher und getragen: im *Eigensein* substanziell geborgen – im *Eigenleben* autark – in der *Eigenbewegung* frei – im *Eigenstand* aufgerichtet auf mich selbst gestellt.

Diese Eigen-Artigkeit ist das Spezifikum der unteren Sinne. Indem deren Erfahrungen verhüllt auftreten, scheinen sie sich in ihren positiven Weltqualitäten zu entziehen – und dienen <nur> als Hülle (Träger) dessen, der mit ihnen in der physischen Welt auftritt: der Mensch in seiner leiblichen Eigen-Art.

Man hat den Eindruck, dass die Empfindungen der unteren Sinne die Wahrnehmungsinhalte, die im Tasten, Leben, in der Bewegung und im Gleichgewicht gegeben sind, gewissermaßen aufsaugt und einlöst in die Eigenbefindlichkeit des Menschen im Leib. Er ist leibhaftig da, indem er

wahrnimmt, wie er die Substanz, das Leben, die Bewegung und das Gleichgewicht seines Leibes willentlich ergreift und zu eigen macht. Auf diesen vier Elementen findet er sich auf den Erdenplan gestellt, gehalten und umsichert. So ist der Leib, im sogenannten Körperschema als *sein* Leib empfunden, sein Wohnort, die Heimat, die ihn aufnimmt und umgibt in der viergliedrigen Landschaft der Erfahrungen seiner unteren Sinne.

Erst sekundär, das heißt durch Urteilsprozesse, die sich an die unmittelbaren Wahrnehmungen anschließen und die diese im Urteilen in die Welt projizieren, können diese Eigenqualitäten auch zu Welteigenschaften erschlossen werden: Die leibhafte Existenz der Dinge – Lebendigkeit (Atmosphäre) der Natur – Bewegung von Gegenständen – Orientierung der Gegenstände.

Menschenkundlich gesprochen, ist der Mensch auf dem physischen Erdenplan als viergliedrige Wesenheit organisiert:

- als physischer Leib unmittelbar in der physischen Substantialität, die der Tastsinn auf dessen Oberflächen ertastet;
- als ätherischer Leib im Lebensorganismus, den der Lebenssinn durchspürt;
- als astralischer Leib, dessen Bewegungsimpulse in den Bewegungen der Leibesglieder vom Bewegungssinn verfolgt werden;
- als ›Ich‹ in der Aufrichtung des Leibes im Gleichgewicht, das der Gleichgewichtssinn gewahrt.

Die unteren Sinne positionieren den Menschen in der physischen Welt – durch ›Befindlichkeiten‹:

Gleichgewichtssinn: Wie stellt er sich? – Wie ›steht‹ es um ihn?

Bewegungssinn: Wie bewegt er sich? Wie lagert er sich? – Wie ›ergeht‹ es ihm?

Lebenssinn: Wie befindet er sich? Wie geht es ihm? – Wie ›lebt‹ er (sich)?

Tastsinn: Wie hüllt er sich (ein)? – Wie ›fühlt‹ er sich?

Was durch die unteren Sinne zunächst ganz dumpf (unterbewusst) als leibliche Eigenwesenhaftigkeit aufdämmert, lichtet sich, von unten nach oben zunehmend, schließlich im ›Ich‹ des Auf-sich-selbst-Gestelltseins im stets neu balancierten Gleichgewicht auf. Aufsteigend aus dem räumlich (in der Haut) begrenzten (Tast-)Selbst über das organische (Lebens-)Selbst und dynamische (Bewegungs-)Selbst bin ›ich‹, im (Gleichgewichts-)Selbst auf mich selbst gestellt, in diesem viergliederigen Leib leibhaftig selbst da. So meiner (leiblich) selbst in der physischen Welt gewiss, kann ich mich nun von hier (meinem Leib) aus der äußeren Welt wahrnehmend zuwenden, indem ich mich der mittleren (Umwelt-)Sinne und der oberen (Sozial-)Sinne der Leibesorganisation bediene.